

Manfred F. Fischer Kirche auf Rädern Wenn Gotteshäuser »umziehen«



*Heuersdorfer Emmauskirche auf ihrem Weg ins benachbarte Borna;
Foto: Uwe Winkler/epd-Bild*

Es war ein Bild schierer Kraftanstrengung, kaum noch zählbar waren die Räder und Achsen des Tiefladers, auf dem die Kirche von Heuersdorf südlich von Leipzig, eine unscheinbare kleine Dorfkirche, im Oktober 2007 mit dem Chor voraus langsam nach Osten bugsiert wurde. Sie war für den Transport gleichsam »sonderertüchtigt«, also gut verpackt, bandagiert und mit kräftigen Stahlträgern gesichert. Sogar Regenrinnen waren angebracht und offene Stellen ausgemauert. Fast 1000 Tonnen wog dieses Riesengebilde, konnte es also mit zwei Airbusen des Typus A 380 aufnehmen. Alle Zeitungen brachten Bilder, das Fernsehen berichtete.

Heuersdorf, im Braunkohlegebiet des 1999 aufgeschlossenen Tagebaues »Vereinigtes Schleenhain« gelegen, hatte 1996, als die Berichte über das drohende Ende begannen, noch 311 Einwohner. Doch unter dem Dorf lagern rund 52 Millionen Tonnen Braunkohle, welche die Mitteldeutsche Braunkohlengesellschaft mbH im Tagebau abbaggern und ab 2009 im nahen Kraftwerk Lippendorf verwerten will. Dem musste das Dorf weichen. Aller Widerstand über viele Jahre hin war umsonst gewesen. Nun wurde nach Abbruch fast aller Häuser auch die Kirche umgesetzt, in das 12 Kilometer entfernte Städtchen Borna. Die Emmauskirche ist im Ursprung ro-

manisch, der jetzige Bau stammt aus dem 17. Jahrhundert, hat einen kleinen verschieferten Dachreiter, ist im Inneren flachgedeckt, mit Emporen, einem Kanzelaltar und einer Orgel von 1850. Drei Millionen Euro kostete die Maßnahme. Man hat den Bau leicht angehoben und auf ein 32 m langes Spezialfahrzeug gesetzt. Bis zum Reformationstag 2007 war Stichtag der Ankunft am neuen Ort. Pfarrer Thomas Krieger, der den Bau Ostern 2007 in Heuersdorf mit einem Gottesdienst verabschiedet hatte, wollte sie dann an neuer Stelle ebenso wieder begrüßen. Wie wird sie dort aber gebraucht werden, nahe der Stadtkirche, ohne Gemeinde? Denn die alten Bewohner werden nicht mehr da sein.

Werden wir solche Bilder künftig öfter sehen? Dies ist zu befürchten, denn immer mehr Dörfer drohen zu sterben und aus der Landschaft und damit aus dem Gedächtnis zu verschwinden. Sei es, dass sie dem Braunkohleabbau, dem Tagebau nach Bodenschätzen überhaupt, aber auch der allgemeinen Industrialisierung, Hafenerweiterungen oder Stauseen Platz machen müssen. Dann weichen die Dörfer und störenden Kleinstrukturen, um freie Flächen zu haben. Jede Maßnahme bringt aber ein Bündel von Einzelschicksalen mit sich, weit über den Ort hinaus. Friedhöfe erhalten meist noch längere gesetzlich

Prof. Dr. Manfred F. Fischer, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, war von 1973 bis 1998 Landeskonservator der Freien und Hansestadt Hamburg. Seit 2000 ist er Vorstandsvorsitzender des Vereins zur Förderung der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland e.V.

begründete Schonzeiten. Und bei Kirchen gibt es am Ende noch höhere Hemmschwellen der Pietät. Wenn sie nicht zu kompliziert sind, kann man sie sogar translozieren, da man sie ungern zerstört.

Was bedeutet das Wort »Translozieren«? Gibt es bei Kirchen überhaupt einen »anderen« Ort? Ist der Ort bei ihnen nicht immer fest gebunden an den historischen Sitz einer Gemeinde? Selten wandert ja die Gemeinde geschlossen mit aus an einen neuen Wohnort. Meist zerstreut sie sich, da die Auflösung des Ortes schleichend, Schritt für Schritt vorangeht. In Heuersdorf konnte man lesen, wie die Bewohnerzahl in den Berichten mit den Jahren immer geringer angegeben wurde. An einem anderen Platz muss dann auch erst eine neue Gemeinde zuwandern.

Warum also ist die Kirche von so hoher Bedeutung, dass man fast immer als letztes über sie entscheidet? Weil sie nämlich immer den Kern, das Symbolhafte, die innere Mitte jedes Dorfes ausmacht. Von ihr gehen viele sichtbare und unsichtbare Fäden in den Ort als ganzes aus, funktional, optisch und akustisch. Doch Dörfer als Gemeinde sterben bisweilen auch durch allgemeine Auszehrung, durch ständige Abwanderung. Auf manche kann das »Wüstwerden«, wie die Historiker dies nennen, zukommen. Nicht überall kann dann der schließlich auswandernde Rest die Kirche mitnehmen, sie gleichsam auf Räder setzen und auf Reise schicken. So sind uns diese Bilder ein Menetekel, ein Zeichen der Beharrlichkeit von Kirchenbauten und eine Mahnung zum Engagement für ihre Erhaltung und Pflege.

Hartmut Kühne

Rätsel des havelländischen Wunderblutes.

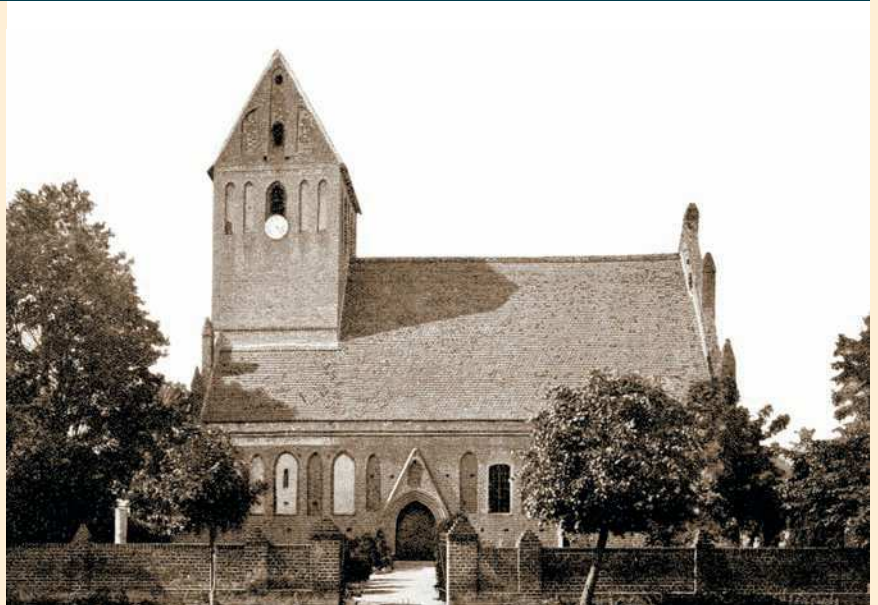
Die Geschichte der Buckower Wallfahrt

Dr. Hartmut Kühne, Theologe, ist wissenschaftlicher Assistent an der Theologischen Fakultät der Humboldt Universität Berlin.

Von meinem Besuch in Buckow (Landkreis Havelland) blieb mir die eigentümliche Atmosphäre in Erinnerung: Der Ort schien aus einem Film von Roman Polanski zu stammen. Aber auch die historische Recherche nach der mittelalterlichen Buckower Kirche ist eine Reise in das Rätselhafte. Schuld daran trägt nicht zuletzt der Buckower Pfarrer Sabellus Fabricius, der am 2. Mai 1713 in einem Brief zusammenfasste, was er von der Geschichte des Ortes zu wissen meinte. Das Schreiben war an den Frankfurter Professor Johann Christoph Bekmann adressiert, der im Auftrag des Preussischen Königs Friedrich I. an einer offiziellen Landesgeschichte arbeitete. Was Fabricius berichtet, wusste er nur vom Hörensagen. Selbst das jüngste Großereignis in der Geschichte des Dorfes, die Plünderung durch die Schweden im Jahr 1675, hatte er nicht miterlebt.

Als Fabricius seinen Brief schrieb, lag das Dorf noch wie eine Insel inmitten von Wasser und Sumpf. So zeigt auch der 1722 gezeichnete Plan der Buckowschen Feldmark: Das Dorf war nur von Süden über einen Damm erreichbar. Dies änderte sich erst durch die Trockenlegung des Luchs im Laufe des 18. Jahrhunderts.

Der Dorfpfarrer fand vor gut 300 Jahren über seine Kirche vor allem Berichtenswert, dass ihr Kirchenschiff, die sogenannte »große Kirche«, ein durch Ablassgelder finanzierter Bau sei. Dieser Ablass habe seinen Ursprung in jenem »heiligen Blut, welches in der Kleinen Kirchen am Altar hart an den grossen schranken verwahrt gewesen«. Dies war auch der Grund für die ehemals »große Wallfahrt« zur Buckower Kirche. Fabricius war der Meinung, dass Papst Eugen IV. der Buckower Kirche diesen Ablass im Jahr 1446 gewährt habe. Der Papst soll ihn gleichzeitig mit einem Ablass



Dorfkirche Buckow von Süden um 1900; Archiv M. Großer

für die Wilsnacker Kirche bewilligt haben. Da wir diese Ablassurkunde für Wilsnack kennen, lässt sich leicht zeigen, dass Fabricius hierin irrte. Freilich ist seine Angabe nicht gänzlich falsch, denn für die Kirche in Buckow hat die päpstliche Kanzlei tatsächlich eine Ablassurkunde ausgestellt: allerdings am 17. Dezember 1401 unter Papst Bonifaz IX. Dieser Papst hat in den 15 Jahren seines Pontifikats noch sieben weiteren Kirchen in der Brandenburger Diözese Ablässe erteilt, in der Regel auf Betreiben einflussreicher Kreise, wie z.B. der Wittenberger Schlosskapelle durch das Engagement der sächsischen Kurfürsten. Auch in Buckow dürften es kaum die hiesigen Bauern gewesen sein, die diese Ablassurkunde in Rom besorgten, sondern wahrscheinlich das Brandenburger Domkapitel, dem das Dorf und die Kirche gehörte. Die Urkunde folgt einem Schema, das in der päpstlichen Kanzlei für Hunderte von Ablassurkunden verwendet wurde und deshalb wenig Raum für individuelle Gestaltung ließ. Immerhin teilt sie mit, dass diese Kirche zur Ehre des Leibes und Blutes Christi und der hl. Katharina geweiht sei. Diese Weihe zur Ehre der hl. Katharina wird sonst nirgends berichtet. Dennoch: Weil der Katharinentag (25. Nov.) unter den Ablass Tagen der Urkunde erscheint, muss diese Heilige

wohl in Buckow eine gewisse Rolle gespielt haben.

Fast ein Jahrhundert später hat der Brandenburger Bischof Arnold 1473 der Buckower Kirche nochmals einen Ablass gewährt, und so allen, die zum Unterhalt der neugebauten Kirche und des zu errichtenden Bartholomäusaltars beitragen, einen Strafnachlass versprochen. Offenbar war also in den zurückliegenden Jahrzehnten ein Kirchenneubau errichtet worden.

Versucht man alle diese Angaben zu einem Bild zu fügen, scheint es am wahrscheinlichsten zu sein, dass sich am Ende des 14. Jahrhunderts in der Buckower Kirche ein Hostienwunder ereignet hatte. Vielleicht begann eine geraubte oder sonst missbrauchte Hostie 'zu bluten', vielleicht erschien das Antlitz Christi auf einem Tuch, das verschütteten Abendmahlswein auffing. Ab der Mitte des 14. Jahrhunderts hatten solche eucharistischen Wunder Hochkonjunktur. Besonders in Norddeutschland entstanden so in einem an Reliquien und Heiligengräbern armen, spät christianisierten und kulturell rückständigen Raum zahlreiche Wunder- und Wallfahrtsstätten, wofür nicht zuletzt der rasante Erfolg Wilsnacks steht, das durch ein Hostienwunder zum wichtigsten Wallfahrtszentrum Nordeuropas avancierte. Manches spricht dafür,

dass man sich auch in Buckow an Wilsnack orientierte. Die Wilsnacker Wallfahrt erlebte ihren jährlichen Höhepunkt am Bartholomäustag (24. Aug.) – was auch die Stiftung des 1473 noch nicht hinlänglich finanzierten Bartholomäusaltars in Buckow erklären könnte. Der Kirchenneubau, den Bischof Arnold 1473 in seinem Ablass benennt, ist wohl der noch heute stehende Kirchenbau. Dieses Kirchenschiff ist sicher der von Fabricius als »große Kirche« bezeichnete Bau, der sich dem Buckower »Heiligen Blut« verdankt. Der von Fabricius als »kleine Kirche« bezeichnete Gebäudeteil war wohl die ältere Dorfkirche, die heute nicht mehr existiert und vermutlich so etwas wie den Chor der neu gebauten Wallfahrtskirche darstellte.

Was den von Fabricius erwähnten Gesundbrunnen auf dem Kirchhofe betrifft, der »weit und breit berufen gewesen, und vielen Krancken und andern breßhaften Leuten, zu Erlangung ihrer Gesundheit geholfen«, so ist eine Verwechslung mit jenem Gesundbrunnen wahrscheinlich, der ein Stück weiter südwestlich im Jahr 1659 in der Nähe Buckaus (südlich von Ziesar) entsprang und kurzzeitig für Furore sorgte.

Die Buckower ‚Wallfahrt‘ war bei weitem nicht so bedeutend und einträglich wie die Wilsnacker. Aber auch in Buckow opferten Besucher wert-

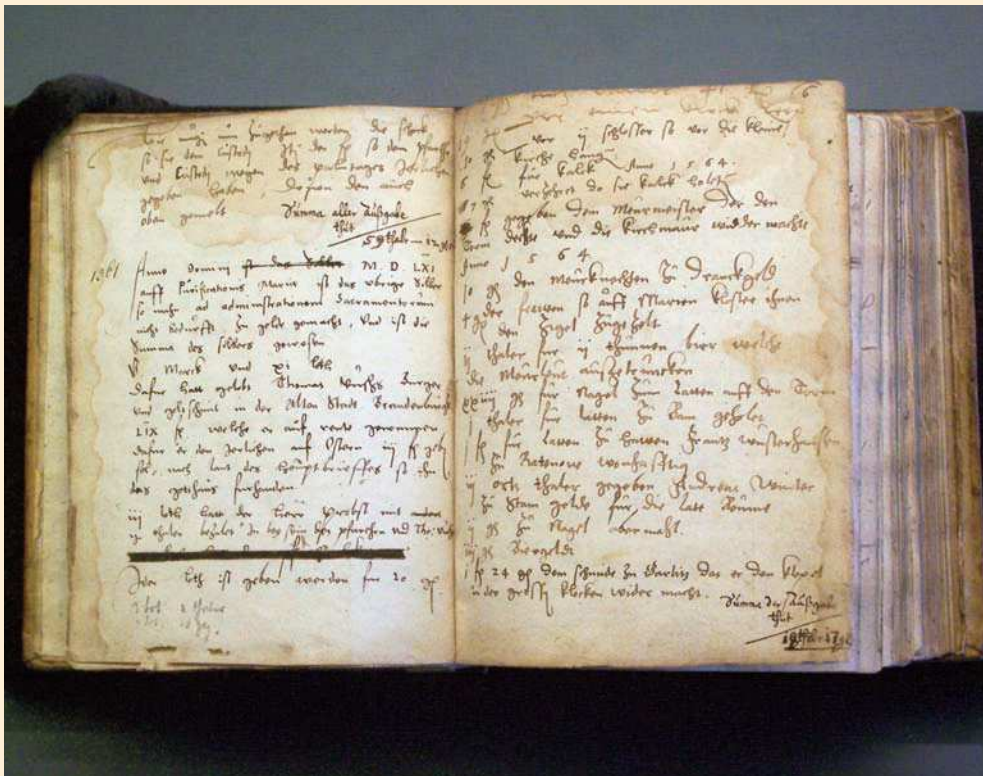


»Plan von der Buckowschen Feld-Marck« von 1722; Domstiftsarchiv Brandenburg (Bu 17/P 754 A 2)

volle Gaben. Zeugnis davon gibt das 1560 angelegte Rechnungsbuch der Buckower Kirche, in dem mehr als 200 Jahre lang die jährlichen Ausgaben und Einnahmen der Kirche verzeichnet wurden, gelegentlich aber auch längere oder kürzere Nachrichten über das Geschehen im Dorf. Das Buch beginnt mit der Aufstellung des vorhandenen Vermögens und der Bemerkung,

das Domkapitel hätte bereits zuvor eine vergoldete Krone, einen silbernen Kelch, »Item das Silber so für das Heilige Blut Hatt gehang 20 Pfund« im Wert von 250 Talern an sich genommen – das entsprach dem Gegenwert von etwa 60 Kühen. 1561 wurden alle Wertgegenstände aus Silber, sofern sie nicht zum Sakramentsempfang notwendig waren, an den Brandenburger

Goldschmied Thomas Vuchs für die stattliche Summe von 59 Gulden verkauft. Seit dieser Zeit lesen sich die Nachrichten über die Buckower Kirche vor allem als Verlustregister. Das Vermögen an Bargeld, Zinsen und Renten ging verloren, selbst die Ziegelsteine der »kleinen Kirche« wurden verkauft, um Backöfen daraus zu bauen. Immerhin blieb bis 1885 noch einiges von der mittelalterlichen Ausstattung erhalten: mehrere gotische Schnitzfiguren, drei Messgewänder, eine Seidendecke und ein gotischer Teppich. Aber auch diese Gegenstände waren nach der Aufhebung der Pfarrstelle im Jahre 1910 verschwunden. Heute erinnert im Dorf nur noch die Kirche an die trotz aller inzwischen gewonnenen Kenntnis immer noch rätselhafte Wallfahrt nach Buckow.



Buckower Kirchen-Rechnungsbuch; Domstiftsarchiv (Bu 30/4)

Dirk Schumann

Kleinod der märkischen Backsteingotik

Die Baugeschichte der Buckower Dorfkirche



Foto: M. Großer |

Dirk Schumann ist Kunsthistoriker und Bauarchäologe mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Kunst und Archäologie der Mark Brandenburg.

kunsthistorisch ausgedrückt, rezipiert wurden.

Interessanterweise nimmt die Klarheit mit unserer zunehmenden Kenntnis der Bauten und der dazugehörigen Quellen nicht unbedingt zu.

Erstmals nennt eine Urkunde aus der Zeit um 1344 die als Filiale vom nahe gelegenen Garlitz aus entstandene Marienkirche in »Bukow«. Die Kirche des im Besitz des Brandenburger Domkapitels befindlichen Dorfes ist zu diesem Zeitpunkt offenbar gerade neu erbaut worden. In einer Urkunde des Brandenburger Bischofs Arnold von Burgsdorff aus dem Jahre 1473 ist schließlich ebenfalls die Rede von einem Neubau der Kirche. Doch in welchem Umfang wurde ein solcher ausgeführt? Bezieht sich diese Quelle möglicherweise auf ein neues Dachwerk und vielleicht einen dazugehörigen Giebel? Tatsächlich zeigt die vorhandene Architektur in Buckow alle Elemente eines repräsentativen Backsteinbaus aus der Zeit kurz vor

»Spätgotischer Ziegelbau 15. Jh., von neueren Änderungen wenig berührt [...] Der quadratische Westturm während der Ausführung hinzugefügt und in das Schiff hineingesetzt, mit Satteldach. Der schmale Chor nicht ausgeführt, so dass nur der Stirnbogen erhalten.«

Hinter dieser knappen Charakterisierung im zweiten Band der ersten Auflage des Handbuches der deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio von 1906 verbirgt sich eine für eine märkische Dorfkirche ungewöhnliche Architektur, die zudem vollständig aus Backstein errichtet wurde. Gingen die Reste der einstigen mittelalterlichen Ausstattung bis 1913 vollständig verloren, blieb das Langhaus des durchaus stattlichen Baus erhalten (24 m Länge und 13 m Breite).

Nach Friedrich Adler, der diesen Bau 1898 bereits in seine Sammlung der mittelalterlichen Backstein-Bauwerke des Preussischen Staates aufnahm, würdigten die Bearbeiter der Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg in ihrem 1913 erschienenen Band zum Westhavelland die Kirche umfassender und brachten ihre Besonderheiten mit den vorhandenen Quellen einer einstigen Wallfahrt zusammen. Allerdings datierten sie den Bau anders als Georg Dehio nun in das 14. Jahrhundert. Damit sind wir bereits mitten in einer architekturhistorischen Auseinandersetzung um die gotische Architektur in der westlichen Mark Brandenburg, denn im 15. Jahrhundert weist diese zahlreiche ältere Gestaltungselemente der Zeit um 1300 auf, die offenbar ganz bewusst wieder verwendet oder

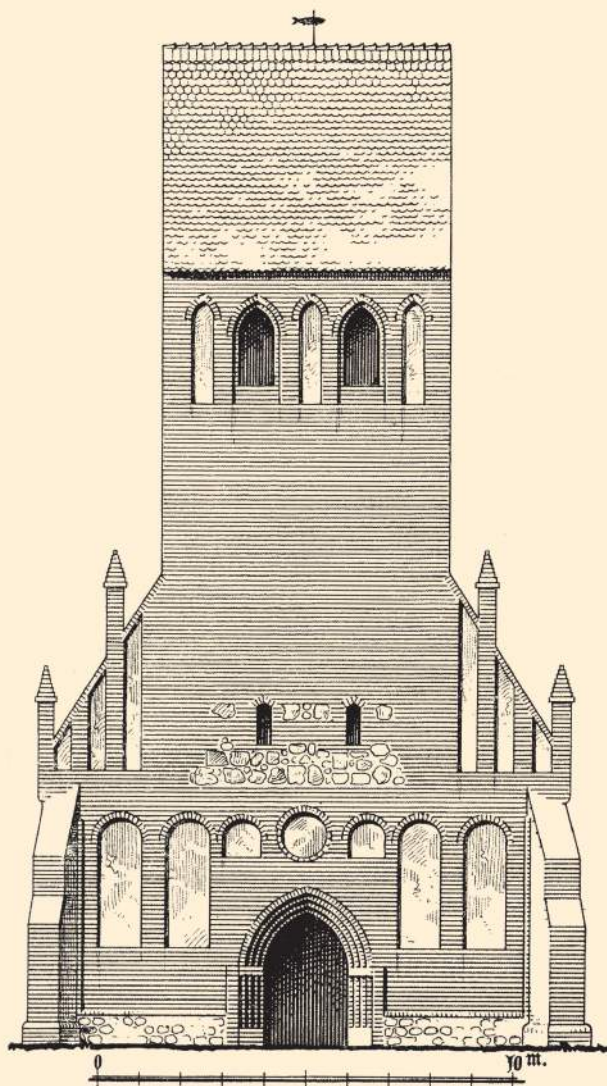


*Dorfkirche Buckow, Ostgiebel;
Fotos: J. Feustel*

der Mitte des 14. Jahrhunderts. Das Langhaus orientiert sich dabei auffällig an der Backsteinarchitektur der Petrikirche auf der Brandenburger Dominikel, die 1320 als Pfarrkirche dem Brandenburger Domkapitel übertragen wurde und deren vorhandener Bau aus dem frühen 14. Jahrhundert stammt. Wie in Brandenburg war das Buckower Langhaus von vornherein als ungewölbter Saal konzipiert. Dabei entsprechen nicht nur die Maßverhältnisse und die bauliche Qualität sondern auch die auffällige Gliederung der Außenwand mit einem Wechsel aus spitzbogigem Fenster und lanzettförmiger Putzblende der Brandenburger Petrikirche. Doch anders als diese erhielt die Buckower Kirche etwas später einen Turm und besaß einen eingezogenen Chor bzw. Choranbau. Noch heute sind die Abbruchspuren eines kleinen Anbaus vorhanden. Dieser war jedoch nicht wie gewöhnlich zum Langhaus geöffnet, sondern von vornherein durch eine Mauer mit zwei kleinen Portalen abgetrennt. Diese ungewöhnliche Trennmauer, die nicht wie eine Chorschranke nachträglich zwischen Chor und Langhaus eingefügt wurde, sondern dem Eckverband zufolge bereits während der Errichtung des Ostbaus mit aufgemauert worden ist, nähert zusammen mit anderen baulichen Spuren an der Ostfassade den Verdacht, dass es sich bei dem Anbau



Detail des Ostgiebels |



Ansicht von Westen; Archiv M. Großer |

um einen selbständigen Kapellenbau handelt, der bereits existierte, als das Langhaus entstanden ist. Darauf weist vermutlich auch die Blendengestaltung auf der Innenseite der Kirche über dem Zugang zum Anbau hin, die der ehemalige Westgiebel der Kapelle gewesen sein könnte.

Dass wir es bei dieser Kapelle mit einer besonderen Bauform zu tun haben, zeigt auch der sockelartige Mauervorsprung an der ehemaligen Innenwand dieses Anbaus. Die nachträglich eingebrochene hochgelegene Zugangsöffnung spricht für eine Zweigeschossigkeit bzw. für einen emporenartigen Einbau, wie es bereits die Bearbeiter der Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg vermuteten. Die zwei unteren Zugangsöffnungen, die ehemals vom Langhaus in den Anbau führten, weisen auf die Absicht, Ein- und Ausgang voneinander zu trennen. Möglicherweise rechnete man von vornherein mit einer größeren Began- gnis, was der Überlieferung von 1713 entspricht, derzufolge es im Mittelalter eine »große Wallfahrt« zum

»heiligen Blut« gab, »welches in der kleinen Kirche am Altar hart an der großen Schranken verwahrt gewesen«. Wahrscheinlich ist mit der »kleinen Kirche« jener verlorene Choranbau und mit der »Schranke« die noch vorhandene Trennmauer gemeint. Dieses Ensemble, das in der norddeutschen Backsteinarchitektur heute einzigartig ist, besaß möglicherweise einen geraden, wahrscheinlicher jedoch einen polygonalen Ostabschluss. Eine solche Baugestalt weist die Dorfkirche in Nitzow nördlich von Havelberg auf. Dieser in ähnlicher Weise vollständig in Backstein errichtete Bau, dessen schräge Fenstergewände denen in Buckow gleichen, stammt wahrscheinlich ebenfalls noch aus dem 14. Jahrhundert und kündigt von den günstigen finanziellen Voraussetzungen an den Ufern eines wichtigen mittelalterlichen Verkehrsweges, der Elbe.

In Buckow dürften es dagegen die Einkünfte der Wallfahrt gewesen sein, die zu einer noblen Backsteinarchitektur führten, deren Kosten zu dieser Zeit noch den finanziellen Aufwand für einen Feldsteinbau gleicher Größe

überstiegen. Damit stellt sich schließlich auch die Frage nach jener märkischen Wallfahrtsarchitektur, die den erhaltenen spätgotischen Beispielen in der Prignitz zeitlich vorausging. Bis auf wenige Reste verschwanden diese Bauten, wie zum Beispiel die ehrwürdige Wallfahrtskirche auf dem Harlunger Berg nahe der Stadt Brandenburg, fast vollständig. Damit könnte die Buckower Kirche einer der wenigen erhaltenen baulichen Nachweise sein, die belegen, dass sich die Bischöfe von Brandenburg bzw. das dazugehörige Domkapitel bereits vor den Havelberger Bischöfen um finanzielle Einkünfte aus der Wallfahrt bemühten. Es ist nicht auszuschließen, dass im 15. Jahrhundert in Buckow ganz bewusst eine Kopie der älteren Brandenburger Petrikirche ausgeführt wurde, um an diese Tatsache zu erinnern. Eine größere Klarheit kann in diese Fragen jedoch nur eine bauhistorische Untersuchung der einzigartigen Baubefunde der Buckower Dorfkirche bringen, die dringend zu wünschen wäre.

Jochen Purps ist Vorsitzender des Fördervereins »Wunderblut«-Kirche St. Nikolai Bad Wilsnack e.V.

Neuerdings werden in Wilsnack immer wieder Pilger gesichtet. Sie kommen einzeln daher, auch in kleinen oder großen Gruppen – in sich gekehrt oder unternehmungslustig, religiös motiviert oder inspiriert vom Interesse an der jahrhundertealten Geschichte vom »Heiligen Blut zu Wilsnack«.

Wilsnack war im Spätmittelalter der bedeutendste Wallfahrtsort in Nordeuropa und genoss internationale Aufmerksamkeit. Das »Heilige Blut« – der Legende nach waren nach der Zerstörung der Wilsnacker Kirche durch einen Brand 1383 drei blutende Hostien gefunden worden – führte über Jahrzehnte Menschen aus allen Schichten und Regionen Europas in der Prignitz zusammen. Nicht nur Wallfahrer nahmen den weiten Weg nach Wilsnack auf sich, sondern auch weltliche Herrscher trafen sich regelmäßig in dem Städtchen. Nach der Vernichtung der Wunderhostien im Zuge der Reformation geriet Wilsnack als Wallfahrtsort bald in Vergessenheit. Und nun ziehen also wieder Pilger in die Prignitz. Nicht nur hier, vielerorts in Europa erlebt die



Ehemalige Wallfahrtskirche St. Nikolaus in Bad Wilsnack; Fotos: J. Purps

Wallfahrtsbewegung in letzter Zeit eine Renaissance, und so ist auch das kulturhistorische Erbe dieses brandenburgischen Pilgerortes wieder in den Blickpunkt gerückt. Im Kulturlandjahr 2005 »1000 Jahre Christentum in Brandenburg« legte ein Verbundprojekt »Wege nach Wilsnack« die Grundlagen für die Wiederentdeckung und Neubelebung des alten Brauchs.

Das Projekt wurde auf vielfältige Weise vorbereitet: Mit der Publikation

»Stationen einer vergessenen Wallfahrt« erschien ein kulturhistorischer Wegbegleiter Berlin-Wilsnack, der die Kirchen und Kapellen entlang des Pilgerweges vorstellt, und mit einem Sammelband zur »Wilsnackfahrt« wird dem Interessierten in leicht lesbarer Form alles Wissenswerte zum Thema vermittelt. Dr. Cornelia Oefelein und Prof. Dr. Rainer Oefelein trugen spätmittelalterliche Zeugnisse und Belege für den Verlauf des historischen Pil-



Pilgerfest im Sommer 2007



Hartmut Kühne, Kirchenhistoriker an der Humboldt-Universität zu Berlin, Petr Hlaváček, Schuhtechnologe von der Tomas-Bata-Universität Zlin und Jan Hrdina, Archivar aus Prag initiierten einen Testlauf über 70 Kilometer mit einer Schuhnachbildung des Mittelalters

gerweges zusammen; ein farbiges Faltblatt »Pilgerweg von Berlin nach Bad Wilsnack« verzeichnet unter anderem Unterkünfte und Ansprechpartner für die Öffnung der Kirchen; der Weg wurde ausgemalt und auch ein Logo in Anlehnung an das historische



Handgearbeitete Repliken eines mittelalterlichen Wilsnacker Pilgerschuhs

Pilgerzeichen entwickelt. Als der Weg im Mai 2006 schließlich eröffnet wurde, lag ein Wanderführer mit detaillierter Beschreibung der Route vor.

Bewährt hat sich bei diesem Projekt ein gut funktionierendes Netzwerk: Beteiligt waren einerseits die Humboldt-Universität und der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg und andererseits lokale Akteure in der Prignitz, so der Förderverein der Wunderblutkirche, die Kirchengemeinde und touristische Leistungsanbieter.

Inzwischen sind nun schon viele diesen Weg entlang gewandert, hatten sich in unserer Welt der schnellen Autos auf die Beine gemacht und sich Zeit genommen für ein Erlebnis besonderer Art. Die Motive sind ganz unterschiedlich. Einzelne Pilger oder auch Gruppen unter Leitung eines Geistlichen wollen ein intensives spirituelles Programm absolvieren. Manche, wie die Gruppe Trivium aus Bernau, bestehen auf authentischem Pilgern wie im Spätmittelalter und machen sich den langen Weg damit sicherlich nicht leichter. Andere kommen aus purer Unternehmungslust: »In der Toscana war das Wetter schlecht, da wollten wir hier etwas ausprobieren.«

Allmählich entwickeln sich entlang des Pilgerweges auch spezifische Angebote, so schlichte, aber stilvolle Pilgerquartiere, und auf den Speisekarten mancher Wirtshäuser am Wege taucht neuerdings ein »Pilgeressen« auf. Wils-

nack lädt alljährlich rund um den Bartholomäustag Ende August zum großen Pilgerfest ein mit einer ökumenischen Andacht in der Wunderblutkirche, die eine Dauerausstellung »Wunder – Wallfahrt – Widersacher« beherbergt, mit einer Pilgerwanderung von der Plattenburg aus, mit Wandertheatern und Mittelaltermusik, mit einem regionalen Kunsthandwerkermarkt, für den besondere Souvenirs wie Keramiken, Pilgerstab, Pilgerbeutel und -seife entwickelt wurden. Der Verkaufserlös dient dem Erhalt der Wunderblutkirche als kirchen- und kulturgeschichtlichem Denkmal.

Das Projekt »Wege nach Wilsnack« ist getragen von der Idee der Wiederbelebung einer bodenständigen brandenburgischen Wallfahrtstradition des Mittelalters unter neuzeitlichen Gesichtspunkten. Ziel ist es, die weitgehend vergessene europäische Bedeutung der Wunderblutkirche in Wilsnack im Rahmen der allgemeinen Renaissance des Pilgergedankens wieder in Erinnerung zu bringen. Nach einem erfolgreichen Beginn soll das bisher Erreichte fortgeführt und vernetzt werden sowohl mit zwei anderen bedeutenden Wallfahrtstätten in der Prignitz – Heiligengrabe und Alt Krüssow – als auch mit dem Netz der Jakobs-Pilgerwege: im Norden nach Schwerin/Templin/Lübeck, im Süden nach Havelberg und Tangermünde sowie im Osten nach Bernau und Frankfurt/Oder.

Literaturempfehlungen:

Hartmut Kühne/Anne-Katrin Ziesak: Wunder Wallfahrt Widersacher, Regensburg 2005.

Rainer Oefelein: Auf den Spuren des mittelalterlichen Pilgerweges Berlin – Wilsnack. OutdoorHandbuch 189, Welver 2006.

Die neu aufgelegte Broschüre »Von Berlin nach Wilsnack. Ein kulturhistorischer Wegbegleiter zu den Stationen einer vergessenen Wallfahrt« ist gegen eine Schutzgebühr von 3,- Euro in der Bad Wilsnacker Kirche erhältlich. Sie kann auch direkt beim Förderkreis Alte Kirchen bestellt werden:
E-Mail: altekirchen@aol.com.
Weitere Informationen finden Sie im Internet unter:
www.wunderblutkirche.de

Dorfkirche Melzow Landkreis Uckermark

Melzower Sommerkonzerte 2008

Jazzkonzert zu Pfingsten

Pfingstsonntag, 11. Mai um 19.30 Uhr
Anett Levander, *voc.*, Erika Rendall, *piano*, Max Nanta, *bass*, Marcin Lonak, *drums*
Standarts und Avantgarde, Kompositionen von Cole Parker, Duke Ellington u.a.

Orchesterkonzert

Samstag, 28. Juni um 19.30 Uhr
Akademie für Alte Musik Berlin
Ute Hartwich, Trompete
Werke von Biber und Vejvanowski

»Have you seen the bright lily grow«

Samstag, 26. Juli um 19.30 Uhr
Englische Lieder und Kammermusik von Lawes, Purcell und Händel
Andreas Lorenz, *Bass*, Katharina Glös, *Blockflöte*, Tabea Höfer, *Violine*, Andreas Kessler, *Cello*, Dorothea Janowski, *Cembalo*

Orgelkonzert

Samstag, 23. August um 19.30 Uhr
An der Lang & Dinse Orgel von 1859
Tobias Gravenhorst
Werke von Bach und Mendelssohn

Chorkonzert mit Thomanern

Samstag, 6. September um 19.30 Uhr
»Thios Omilos«
Patrick Grahl, Cornelius Frommelt – *Tenor*, Tobias Ay – *Bariton*, Philipp Voldmann, Emanuel Jessel – *Bass*
a capella Chormusik von Orlando di Lasso, J. S. Bach, Mendelssohn und den Beatles
(Eine Veranstaltung in Koproduktion mit den Uckermärkischen Musikwochen)

Der Eintritt ist frei, um Spenden für die Restaurierung des barocken Gestühls wird herzlich gebeten.

Peter Knüvener

Aus fremden Landen in die Mark

Mittelalterliche Kunstimporte



*Bad Wilsnack, Fensterbilder mit wappentragenden Tieren im Nordquerhaus;
Fotos: P. Knüvener*

Peter Knüvener, Kunsthistoriker und derzeit Volontär im Fachbereich Bildende Kunst der Stiftung Stadtmuseum Berlin, arbeitet an einer Dissertation zur spätmittelalterlichen Malerei und Skulptur in der Mark Brandenburg.

Das Bestreben der kunsthistorischen Forschung ist es unter anderem, den Zusammenhang der heute noch erhaltenen Kunstwerke zu ermitteln, sie zu klassifizieren und zu ordnen. Neben den wichtigen denkmalpflegerischen Aspekten – man kann nur würdigen und pflegen, was man auch kennt – hat dies den Sinn, mehr über die künstlerischen und gesamtulturellen Verbindungen herauszufinden.

Lange Zeit ging man in der Kunstgeschichte davon aus, dass es im Mittelalter in der Mark Brandenburg keine lokalen Kunstzentren mit eigenen Künstlerwerkstätten von Bedeutung gab. Herausragende Arbeiten wie den Hochaltar der Frankfurter oder Bernauer Marienkirche sah man isoliert und ignorierte das Umfeld weitgehend. Zu wenig interessierte man sich etwa für die Kunstwerke in den umliegenden Dörfern. Eine intensive Sichtung des Gesamtbestandes lässt jedoch vermuten, dass in fast allen größeren Städten der Mark Brandenburg am Ausgang des Mittelalters Werkstätten ansässig waren. Besonders auffällig ist das in der Altmark, die heute über den dichtesten entsprechenden Denkmalbestand verfügt. Mit dem Wissen über vor Ort geschaffene Kunst ist es besser möglich, die von weither eingeführten Kunstwerke zu erkennen, die es zweifellos auch gibt. Einige besonders illustre Beispiele seien hier vorgestellt.

Eingeführte Kunst gibt es überall – man sollte nicht den Fehler machen, darin ein mangelndes Können der lokalen Werkstätten zu erblicken. Für

die jeweiligen Auftraggeber werden die erlesenen importierten Kunstwerke den Reiz des Exotischen gehabt haben, sie hoben sich damit vom Gros ab. So wird es bei dem Stendaler Patrizier Claus Schonebeck und seiner Frau gewesen sein, die sich bei dem Amsterdamer Maler Jacob Cornelisz van Oostanen einen prächtigen Altar bestellten (1511 vollendet). Heute steht er im Wiener Kunsthistorischen Museum. Das Stifterehepaar ließ sich eindrucksvoll zu Seiten des thronenden Kirchenvaters Hieronymus darstellen. Die Familie der Frau dürfte bei der Auftragsvergabe für ein neues prächtiges Chorgestühl für die Stendaler Marienkirche eine Rolle gespielt haben, zumindest lässt das wiederholte Auftauchen derselben Hausmarke darauf schließen. Das kunstvoll mit Schnitze-

reien verzierte Gestühl wurde vom vermutlich ortsansässigen Meister Hans Oswalt 1508 fertiggestellt. Es ist anzunehmen, dass dieser Schnitzer ein angesehener Künstler in Stendal war: Immerhin lässt er sich an der Wange des Chorgestühls demonstrativ mit seinem Werkzeug abbilden. Die z. T. eng verbandelten und kunstbeflissenen Stendaler Patrizierfamilien vergaben also gleichermaßen Aufträge an den geschätzten Meister vor Ort wie auch an berühmte Maler in der Ferne. Natürlich konnte man mit einem Werk wie dem Hieronymusaltar Eindruck machen, unterscheidet er sich schon allein in der Machart als großes, gemaltes und zweifach klappbares Retabel ganz auffällig von allen anderen märkischen Flügelaltären. Fein und extravagant sind die Malereien und modern das aus der Antike entlehnte Zierwerk, das in der nordalpinen Malerei zuvor nur selten zu finden war.

Gerade in der reichen Stadt Stendal hatten die Patrizier offenbar einen besonders weiten Horizont und besaßen gute Verbindungen, so dass sich die Schonebecks hier in eine bereits bestehende Tradition einfügten: Kurz zuvor war einer der bedeutendsten Glockengießer seiner Zeit – Gerhard van Wou aus dem niederländischen Kampen – verpflichtet worden, für die Stendaler Marienkirche Glocken zu gießen. Das Geläut gehört zu den bedeutendsten erhaltenen in Norddeutschland. Van Wou goss wenig später die berühmte »Gloriosa« des Erfurter Doms, was den Anspruch der Stendaler Bürger bei der Ausstattung ihrer Ratskirche unterstreicht.

Etwa gleichzeitig mit der Stendaler Marienkirche wuchs auf der anderen Elbseite im 15. Jahrhundert der Neubau der Wallfahrtskirche in Wilsnack in



Taufbecken in der Dorfkirche Steinfeld

die Höhe. Dieser sollte in seinen außergewöhnlichen Dimensionen nahezu alles in der Mark bisher Dagewesene in den Schatten stellen. Allein schon die Tatsache, dass man keine geringere Kirche als den Stendaler Dom als Vorbild wählte, zeugt vom Anspruch der Bauherren. Der brandenburgische Markgraf unterstützte den Bau und die Wallfahrt, was zur Aufwertung des Ortes und der Dimensionierung des Gebäudes beigetragen haben dürfte. Eine dem Bau angemessene künstlerische Ausstattung versteht sich von selbst, und so hat sich in Wilsnack ein rares Zeugnis niederländischer Glasmalerei erhalten. Diese Kostbarkeiten waren von einem niederländischen Adligen – Frank von Borselen – 1459 gestiftet und in Auftrag gegeben worden. Die hochrangigen Werke wurden von dem Haager Glasmaler Zweer van Opbueren angefertigt. Erhalten haben sich Fenster mit wappentragenden Tieren und Fabelwesen.

In anderen Fällen sind wir leider weniger gut über die Umstände unterrichtet, wie die Kunstwerke ins Land kamen, so dass nur diese selbst als Quellen zur Verfügung stehen. Besonders interessant sind hierzulande aus Stein geschaffene Kunstwerke. In der Mark gibt es keine dafür geeigneten Natursteinvorkommen. Wo man steinernen Skulpturenschmuck findet, ist also mit einer Einfuhr zu rechnen. Die recht rudimentären Versuche, Granitfindlinge figürlich zu behauen, seien hier ausgenommen. Da die Steinbildwerke eingeführt werden mussten,

können sie also über die damals bestehenden Verbindungen Auskunft geben.

Unter den Taufbecken in der Mark Brandenburg sticht das in Steinfeld nahe Stendal heraus. Es ist eine elegante, kelchförmige Taufe, an deren Hals sich ein mit vier steinernen Köpfen verzierter Ring befindet. Nach ihrer Form sind diese Köpfe romanisch und in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren. In der weiteren Umgebung gibt es vereinzelte zeitgenössische Steinbildwerke – es sei an die Kapitelle im Brandenburger Dom oder in Jerichow erinnert oder auch an die Grabplatte des Herrn von Plothe in Altenplathow bei Genthin. Diese Skulpturen sind jedoch aus Sandstein und stehen künstlerisch mit Magdeburger Werkstätten in Verbindung. Die Steinfeld Taufe wurde aus einem feinen weißen Kalkstein gehauen, der hier nirgends vorkommt. Lässt man den Blick weiter schweifen, findet man ein nah verwandtes Taufbecken beispielsweise in Altenkirchen auf Rügen. Auch im weiteren Ostseeraum gibt es verwandte Werke. Es sind Produkte von spezialisierten, auf der schwedischen Insel Gotland ansässigen Werkstätten, die im 13. Jahrhundert den Hanseeraum belieferten. Kaum eine Tauffunte findet sich aber derart weit von der Küste entfernt wie die Steinfeld. Warum ein solches Werk gerade hierhin gelangte, ist unklar. Es gibt im Land nicht viele Taufen des 13. Jahrhunderts, die überhaupt über skulpturalen Schmuck verfügen – diese ist eine ausgesprochene Rarität.



Altaraufsatz in der Dorfkirche Mödlich, Detail, Anbetung der heiligen drei Könige

Ein ähnlich verblüffendes Beispiel gibt es in der Dorfkirche in Mödlich bei Lenzen. Dort steht ein höchst merkwürdiger Flügelaltar: In ein Gehäuse aus dem 19. Jahrhundert sind Reliefs und fragile Skulpturen aus einem weißen, feinen Stein eingesetzt. Sie wirken hierzulande völlig fremdartig und lassen sich mit keinen anderen Skulpturen vergleichen. Zieht man z. B. den Havelberger Lettner mit seinen mannigfaltigen Reliefs heran, so zeigt sich, dass diese weder in Bezug auf das Material – der Lettner wurde aus Sandstein gefertigt – noch in stilistischer Hinsicht korrespondieren. Die weitere Umschau löste hier bereits vor einigen Jahren die Fragen, denn die Skulpturen von Mödlich sind in ihrem Erscheinungsbild äußerst charakteristisch und lassen sich einer Gruppe von Skulpturen zuordnen, die im englischen Nottingham bzw. York gefertigt wurden. Dort hatten sich um 1400 in der Nähe von ertragreichen Alabastervorkommen spezialisierte Werkstätten gebildet, die in großem Stil Altarwerke für den Export produzierten. Und so nimmt es nicht wunder, dass man entlang der Handelsströme der Hanse hin und wieder auf derartige Alabasteraltäre stößt.



Flügelaltar in der Dorfkirche Stolzenhain



Stolzenhainer Altar Detail, Evangelist Lukas als Maler

Das heißt nicht, dass sie allgemein üblich waren: Der Mödlicher Altar steht in seinen Dimensionen in Norddeutschland allein; ein vergleichbares Stück gibt es beispielsweise in der Danziger Marienkirche. Wie der Altar nach Mödlich kam, ist offen. Tatsache ist nur, dass er sich dort wohl schon viele Jahrhunderte befunden haben muss. Das zeigt die Renaissancerahmung, in der die Reliefs eingebaut waren, ehe der Altar im 19. Jahrhundert seine aktuelle Gestalt erhielt. Es sei daran erinnert, dass die Kaufleute der märkischen Handelsstädte – von denen es in der Prignitz einige bedeutende gab – durchaus über weite Handelsbeziehungen verfügten; man traf sie sogar in London an. Damit wäre eine Möglichkeit der Vermittlung gegeben – man denke an den eingangs genannten Stendaler Hieronymusaltar.

Schließlich noch ein Blick auf den Flügelaltar in der Dorfkirche zu Stolzenhain (Landkreis Elbe-Elster): ein gemaltes Triptychon, hinsichtlich seiner Ikonographie und Malerei in Mitteleuropa singulär. Dargestellt ist auf äußerst detailverliebte Weise ein legendäres Ereignis, das in den Evangelien allerdings so nicht vorkommt: Man sieht die Madonna mit Kind, wie sie für den Evangelisten Lukas, der der Tradition nach auch Maler war, posiert.

Dieses Thema ist für einen Altar in einer Dorfkirche höchst ungewöhnlich; man findet es eher auf Altären, die von Lukasbruderschaften – den Vereinigungen der Maler und Schnitzer – gestiftet wurden, so etwa in Lübeck oder Hamburg. Auf dem linken Altarflügel ist ein jugendlicher Mann dabei, einen Text zu verfassen. Er wurde als Evangelist Johannes interpretiert – allerdings fehlen Attribute wie der Adler, die dies über jeden Zweifel erheben würden. Rechts ist eine Szene aus der Kindheit Jesu zu sehen, man blickt in die Zimmermannswerkstatt Josephs.

Der jugendliche Jesus assistiert seinem Vater bei der Arbeit – auch dies ein ausgesprochen selten abgebildetes Thema. Im Hintergrund entfaltet sich in beeindruckender Weise die mittelalterliche Welt: Bis ins kleinste Detail sind Interieurs wiedergegeben. Durch Bögen und Fensteröffnungen blickt man in Stadt- und Landschaftsräume von verblüffender Weite. Hinter Johannes sieht man Frauen, die im Fluss Wäsche waschen. Die Werkstatt Josephs öffnet sich zu einer Straße mit Schankstube, selbst das Wirtshausschild mit dem Schwan ist zu erkennen.

Werkstatt für Orgelbau
C. Rühle
gegründet 1932





Die Orgelbauwerkstatt wurde 1932 von Wilhelm Rühle in Moritzburg gegründet. Seitdem widmet sie sich besonders der Restaurierung wertvoller historischer Instrumente, wozu u. a. die außerordentlich bedeutenden Silbermann-Organen in Großmehlen (Foto links), Zöblitz, Forchheim/Erzgebirge und andere Werke dieses Erbauers gehören. Einen weiteren Höhepunkt stellt die Rekonstruktion der einzigen erhaltenen Kirchenorgel Peter Migendts von 1760 samt zahlreicher Details in Ringenwalde/Uckermark dar (Fotos unten).



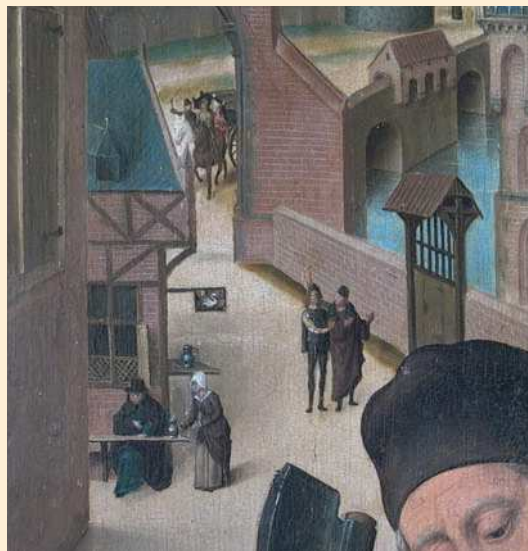

Neue Instrumente unserer Werkstatt entstanden in den letzten Jahren für die Emmauskirche in Bonn, für die Michaeliskirche in Erfurt, die ev. Kreuzkirche in Köln und für die Jakobikirche in Chemnitz.

Christoph Rühle Anschreiben: Königsheideallee Str. 3 D-01468 Moritzburg	Telefon & Fax: (035287) 61272 e-mail: orgelbau@ruehle@t-online.de	Bankverbindung: Deutsche Bank Bankleitzahl 570 700 24 Konto 6 531 511	Steuer-Nummer: 209/264-04734
--	--	--	---

Anzeige

Über eine Brücke fährt ein Wagen, vor dem ein braunes und ein weißes Pferd gespannt sind. Rätselhaft sind die Ereignisse, im Hintergrund des Malerateliers von Lukas: In einem angrenzenden Raum sitzt ein lesender Mann mit einem roten Mantel, neben ihm an einem Tisch steht ein Engel. Man hat hier Joseph identifizieren wollen und vermutet, dass der Engel, gleichsam als himmlischer Werkstattgehilfe, dem Maler beim Anreiben der Farben zur Hand gehe. Hinter der Madonna öffnet sich ein Bogen, der den Blick auf einen großen Platz mit prächtigen Häuserfassaden und einem plätschernden Brunnen in der Mitte freigibt. Passanten sind miteinander im Gespräch vertieft. Ein Hund leckt das Wasser auf, das über den Platz abfließt. Es ist verblüffend, wie viel man auf diesem kleinen Altarbild erkennen kann! Doch ging es dem Maler nicht allein darum, seinem Erfindungsreichtum und seiner Virtuosität freien Lauf zu lassen. Fast alle Gegenstände und Nebenschauplätze dürften eine metaphorischen Bedeutung gehabt haben oder auf bestimmte Ereignisse anspielen. So ist die edle Glasvase links hinter Maria als Hinweis auf den Mutterleib als Gefäß zu verstehen, in dem eine unvergleichlich kostbare Frucht heranwächst. Der Stier rechts im Hintergrund ist das Symbol des Evangelisten Lukas.

Welcher Maler kann dieses erlebte Bild geschaffen haben? Die Detailtreue und die Fähigkeit, diese in solch überzeugender Weise umzusetzen, hatte man wohl nur in den Niederlanden, und so steht unsere Tafel auch eng mit der niederländischen Malerei in Verbindung. Die kunsthistorische Forschung beschäftigte sich schon früh mit dem Stolzenhainer Altar. Im Münsteraner Landesmuseum gibt es eine Tafel mit demselben Darstellungsgegenstand wie das Mittelstück in Stolzenhain. Es ist berechtigt, von Kopien zu sprechen: Bis auf geringe Abweichungen entsprechen sich die Tafeln, auch hinsichtlich der Maße. In Münster haben sich jedoch keine Altarflügel erhalten. Die Münsteraner Tafel wurde Ende des 15. Jahrhunderts von einem Maler namens Derick Baegert geschaffen, der im niederrheinischen Wesel ansässig war. Seine Signatur findet sich auf der oben genannten Vase, in Münster ein weißblaues Fayencegefäß. Er war ein bedeutender Künstler, der für viele Kirchen am Niederrhein und in Westfalen Altäre malte und vermutlich in den Niederlanden seine Ausbildung er-



Stolzenhainer Altar, Detail der Stadtansicht

hielt. Vorbilder waren Künstler wie Rogier van der Weyden oder der sogenannte »Meister von Flémalle«, einer der wegweisenden niederländischen Maler des frühen 15. Jahrhunderts. Die Forschung vermutet, dass sich in den Lukastafeln in Münster und Stolzenhain Kopien eines damals berühmten, heute verlorenen Altares des letztgenannten Malers erhalten haben. Derick Baegert war berühmt, dennoch erstaunt es, im fernen Stol-

zenhain einen Altar aus seiner Werkstatt vorzufinden. Leider ist nichts über den Auftraggeber bekannt. Der Altar selbst gibt offensichtlich dazu keine Hinweise. Der Ort Stolzenhain, nördlich von Herzberg gelegen, gehörte im Mittelalter nicht zu Brandenburg, sondern zu Sachsen – die Residenz in Wittenberg ist nicht weit entfernt. Ob das Triptychon aus einem höfischen Kontext stammt und nicht ursprünglich für die Stolzenhainer Dorfkirche gefertigt wurde, kann vermutet werden, zu belegen ist es einstweilen nicht.

Mit dem heutigen Blick auf das ländliche Brandenburg mit seinen kleinen und oft verträumten Städten und Dörfern ist es schwer vorstellbar, dass es bereits vor Jahrhunderten einen intensiven Austausch mit anderen, teilweise fernen Ländern gab. Zeugnisse wie die hier vorgestellten Kunstwerke belehren uns eines Besseren. Sie öffnen die Augen dafür, dass der Austausch über weite Entfernungen, wie er heute üblich ist, schon eine sehr lange Geschichte hat.

Veranstaltungshinweise zum Thema:

In diesem Jahr finden zwei Tagungen zur mittelalterlichen Kunst und Geschichte der Mark Brandenburg statt.

Symposium am 31. Mai 2008 im Märkischen Museum Berlin
Stadt – Museum – Sammlung
Neue Forschungen zur Sammlung
alter Kunst des Berliner
Stadtmuseums
 Programm demnächst unter
www.stadtmuseum.de

Wissenschaftliche Tagung vom 25. bis 27. September 2008 am Altmärkischen Museum Stendal
Die Altmark von 1300 bis 1600
Eine Kulturlandschaft zwischen
Magdeburg, Lübeck und Berlin?
 Programm demnächst unter
www.arthistory.hu-berlin.de



*Skulptur einer Maria
 Magdalena aus dem Fürstenwalder
 Dom (um 1430) im
 Märkischen Museum Berlin*

Andreas Peter

Grenzübergreifend

Die Wiederherstellung der Hauptpfarrkirche in Guben/Gubin

Andreas Peter ist Heimatforscher und Inhaber des Niederlausitzer Verlages in Guben

Seit Spätherbst 2006 macht die Europa- und Doppelstadt Guben/Gubin an der Neiße mit einem grenzübergreifenden Projekt auf sich aufmerksam. Gemeinsam wird zielstrebig am Wiederaufbau der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Stadt- und Hauptkirche gearbeitet.

Dieses Vorhaben geht vor allem auf die Anregung und Initiative des pol-

Monat später gründete sich eine Stiftung im polnischen Gubin mit derselben Zielsetzung.

Im Oktober des folgenden Jahres begannen offiziell die Bauarbeiten an der Kirche. Dabei wurde der halb zerstörte Turmaufsatz abgetragen und neu errichtet.

Anfang Juni 2007, zum Frühlingsfest an der Neiße, wurde die kupferne Turmhaube wieder aufgesetzt. Parallel dazu fanden Aufräumarbeiten im Inneren der Kirche sowie in der Sakristei statt. Dabei konnten Teile bzw. Reste historischer Grabsteine geborgen werden. In der zweiten Jahreshälfte 2007 wurde der Kranz der Umfassungsmauer bautechnisch gesichert, Reste des Gewölbes aus Sicherheitsgründen zum Einsturz gebracht sowie archäologische Arbeiten fortgesetzt.

Das große Interesse der Bevölkerung zeigte sich bei Besichtigungen in der Kirche, die mehrfach angeboten wurden und bei denen sich tausende Besucher einen Eindruck vom riesigen Kirchenraum sowie den bisherigen Bauarbeiten verschafften. Wiederholt fanden Benefizveranstaltungen zur finanziellen Unterstützung des Wiederaufbaus der Kirche statt.

Ende August 2007 fand die offizielle Übergabe der Kirche aus dem Besitz der Wojewodschaft Lubuskie an die Stadt Gubin statt. Wenige Wochen danach wurde eine deutsch-polnische Konferenz zum Wiederaufbau und zur späteren Nutzung des Kirchengebäudes durchgeführt.

Zur weiteren Popularisierung des Wiederaufbaues trug auch das Buch »Die Stadt- und Hauptkirche in Guben/Gubin« bei, das am 20. Juni 2007 in Gubin der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte und die Bau- und Kulturgeschichte detailliert und reich illustriert darstellt.

Die Ersterwähnung der Kirche geht auf das Jahr 1294 zurück. Doch erst im 16. Jahrhundert erfolgten ihr Ausbau und ihre Erweiterung zu jenem gewaltigen Ausmaß, das bis Anfang 1945 Bestand haben sollte. Mit dem über 60 Meter hohen Turm, einer Gebäudelänge von mehr als 70 Metern und fast 1.800

Sitzplätzen gehörte die Kirche zu den größten der Niederlausitz. In den Jahren 1842 bis 1844 nahm der Berliner Architekt Eduard Knoblauch eine grundlegende Renovierung vor, und noch im Sommer 1939 erhielt die Kirche eine neue Bedachung.

Bedeutende Gubener Persönlichkeiten, wie zum Beispiel der Stadtrat und Ehrenbürger Adolf Jackeschky, der Tuchfabrikant und Ehrenbürger Adolf Wolf, der Druckereibesitzer und Verleger Albert Koenig trugen mit Vermächtnissen dazu bei, dass die Kirche zur Marktseite hin in den Jahren 1897



Ruine der Stadt- und Hauptkirche Guben

nischen Pfarrers Samociak in Gubin zurück, der sich im Juli 2004 in einem Interview für die Gubener Ausgabe der Tageszeitung »Lausitzer Rundschau« für den Wiederaufbau dieser stadt- bildprägenden Kirche aussprach und nach Mitstreitern suchte.

Diese fanden sich in der Folgezeit und es kam im Mai 2005 in Guben zur Gründung eines Fördervereins zum Wiederaufbau dieser Kirche und einen



Blick in den zerstörten Innenraum

bis 1915 sieben künstlerisch gestaltete farbige Fenster erhielt. An dieser Südwand befand sich seit 1877 auch ein Denkmal für den Gubener Bürgermeister und Poeten Johann Frank.

Mit dem Wegfall der Grenzkontrollen und dem Inkrafttreten des Schengener Abkommens für Polen am 21. Dezember 2007 eröffnen sich auch für den Wiederaufbau der 1945 zerstörten Kirche neue Perspektiven.

Dirk Schumann

Überraschungen aus dem mittelalterlichen Dachstuhl

Bauforschung als Grundlage für die Sanierung der Dorfkirche in Königsberg

Dirk Schumann ist Kunsthistoriker und Bauarchäologe mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Kunst und Archäologie der Mark Brandenburg.

Die Königsberger Dorfkirche schmückt, wie einige andere wichtige Dorfkirchen der Prignitz, ein mit Blenden gesteilter mittelalterlicher Ostgiebel. Dass dieser jedoch bisher nicht abstürzte und das gesamte an ihm verankerte Dachwerk mitriss, ist eigentlich nur dem Glück zu verdanken. Gerade noch rechtzeitig erfolgten im vergangenen Jahr erste Sicherungsarbeiten, die dem Dach und damit auch dem Giebel eine größere Standsicherheit gaben.

Es ist nicht selbstverständlich, dass die bauhistorische Forschung an der Suche nach den Ursachen für die gravierenden Bauschäden beteiligt wird. Es traten hierbei nicht nur interessante bauhistorische Details zu Tage, auch die Baugeschichte der Kirche konnte geklärt werden. Wie sich zeigte, blieb das mittelalterliche Mauerwerk einschließlich umfangreicher Reste des originalen Putzes und Resten weißer Fugenmalerei erhalten. Trotz erheblicher Schäden existiert überraschenderweise auch noch das gesamte Dachwerk aus der Bauzeit der Kirche.

Ansonsten ging die feste und bewegliche mittelalterliche Ausstattung der Kirche vollständig verloren, wie auch das wertvolle Altargerät, von dem offenbar das meiste im Zuge des 30-jährigen Krieges gestohlen wurde. So überliefert Johann Christoph Beckmann in der 1753 erschienenen historischen Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg:

»Zu Königsberg haben 1635 Schweden die Kirche erbrochen, und 2 kelche geraubet, 1636 drei meßgewand: und 1658 sein die Polen eingebrochen und haben den gotteskasten geplündert, und den noch übrig gebliebenen grossen kelch geraubet mit der patene.«

Da es im übrigen kaum mittelalterliche Quellen zu Königsberg gibt, sind die Baubefunde der einzige Anhaltspunkt für die Baugeschichte der

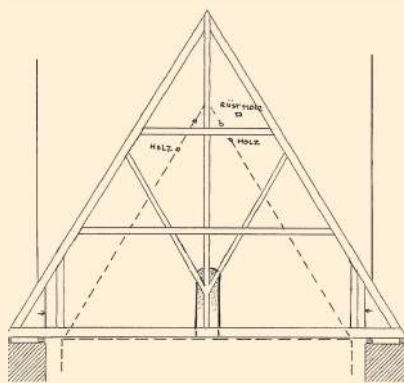


Königsberg, Dorfkirche von Südosten; Foto D. Schumann

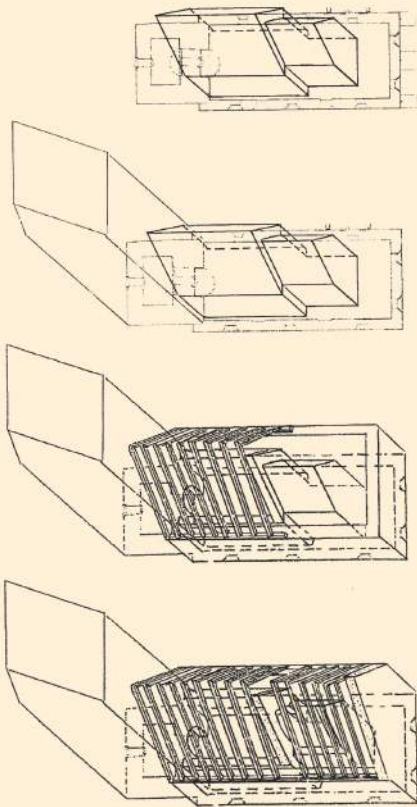
Kirche. Wie man in der Literatur lesen kann, waren sich die Fachleute dabei nicht immer ganz einig: 1907 gingen die Bearbeiter des Inventars der »Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg« davon aus, dass das Kirchengebäude im 14. Jahrhundert errichtet wurde. Die Mitarbeiter am »Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler (Dehio)« nahmen in dem 1983

für diese Region erschienenen Band dagegen an, dass der Bau erst aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt. Damals gelangte die Familie von Warnsted als Vasall des Havelberger Bischofs in den Besitz des Dorfes Königsberg. Wahrscheinlich gab es jedoch bereits eine Pfarrkirche im Ort, als hier 1274 die Herren von Königsberg erwähnt wurden, was auch ihre prominente Lage der Kirche auf einer Erhöhung in der Mitte des Dorfangers nahe legt.

So überrascht es nicht, dass während der bauhistorischen Untersuchung Hinweise auf eine ältere Kirche zu Tage traten. Dabei musste nicht einmal der Spaten der Archäologen bemüht werden, denn die besagten Spuren traten an der Nordwand des heutigen Kirchturmes auf. Beim Bau dieser Wand wurden die Mauerlatten eines bereits vorhandenen kleineren Dachwerkes vom Feldsteinmauerwerk des Turmes umschlossen. Auf diese Weise blieben die Reste einiger Dachlatten bis heute erhalten. Man setzte also den Kirchturm gegen eine ältere, kleinere Kirche. Die Baunähte zwischen Turm und heutigem Kirchen-



Königsberg, schematischer Querschnitt mit dem Verlauf des älteren Dachwerkes an der östlichen Turmwand; Darstellung: D. Schumann



Königsberg, schematischer Bauablauf
der Dorfkirche;

Darstellung: D. Schumann

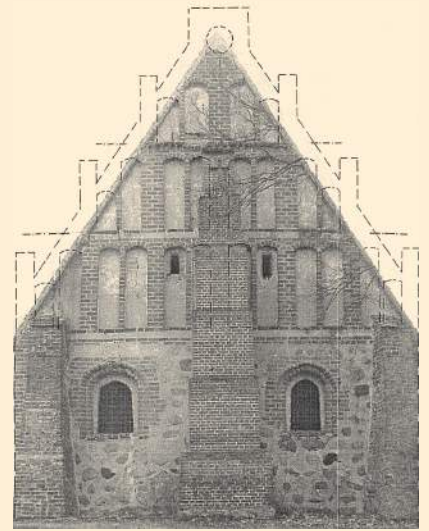
- a) angenommene Gestalt des Vorgängerbaus
- b) Anbau des vorhandenen Turmes an den Vorgängerbau kurz nach 1480
- c) Ummantelung des Vorgängerbaus und Errichtung des westlichen Teils des Dachwerkes um 1512
- d) Vollendung des östlichen Teils des Dachwerkes um 1514
(die angenommene Position des Vorgängergiebels bleibt möglicherweise erst einmal ohne Dachgebinde)

schiff zeigen, dass dieses noch gar nicht vorgesehen war, als der Turm entstand.

Doch auch wenn es eine baugeschichtliche Zäsur zwischen Turm und Langhaus gibt, verging offenbar nicht allzu viel Zeit zwischen der Errichtung der beiden Bauteile.

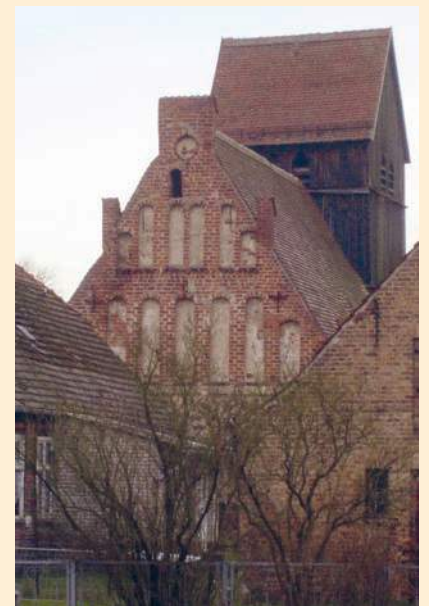
Die im Zuge der bauhistorischen Untersuchungen durchgeführten dendrochronologischen Datierungen weisen nach, dass die Hölzer für die Deckenbalken vom ersten bis zum dritten Geschoss des Turmes zwischen 1480 und 1482 geschlagen wurden. Damit ist der Turm nur etwa dreißig Jahre älter als das Langhaus, denn die Hölzer des in zwei Bauabschnitten kurz hintereinander errichteten spätgotischen Dachwerkes wurden den Untersuchungen zufolge um 1512 und 1514 gefällt.

Die fortlaufende Nummerierung der Hölzer durch die Zimmerleute (Abundsystem) zeigt, dass das Dachwerk des Kirchenschiffes in einem Zuge konzipiert worden sein muss. Nur in der Mitte des Daches, an der Stelle, wo die beiden Bauabschnitte des Dachwerkes aneinander stoßen, existiert ein Gebinde mit einer separaten Nummerierung. Offenbar war es ursprünglich in dieser Form gar nicht vorgesehen, wofür auch die hier fehlenden Streben sprechen. Die Datierung dieses separaten Gebindes ergab jedoch, dass deren Sparren zusammen mit den Hölzern des östlichen Dachwerkes im Jahre 1514 gefällt wurden. Eine Lösung für diesen ungewöhnlichen Befund wäre, dass zu Beginn der Dacharbeiten hier noch der Ostgiebel des Vorgängerlanghauses stand und für diese Stelle erst einmal kein Gebinde gezimmert wurde,



Dorfkirche Königsberg, Rekonstruktionsversuch des Ostgiebels;
Darstellung: D. Schumann

obwohl genügend Bauholz vorhanden war. Wie die Befunde nachweisen, wurde dieser Zustand noch während der Bauarbeiten korrigiert.



Dorfkirche Rossow, mit Königsberg vergleichbare Giebelgestaltung aus dem frühen 16. Jahrhundert;
Foto: D. Schumann



Der mittelalterliche Ostgiebel

Der Ostgiebel dürfte erst nach der Vollendung des gesamten Dachwerkes ausgeführt worden sein. Heute ist er nicht mehr vollständig erhalten, alle über die Dachlinie hinausreichenden Bereiche wurden später abgetragen. Die Gestaltung besteht aus paarweise in drei übereinander liegenden Registern angeordneten Segmentbogenblenden, die geputzte Rücklagen besaßen.

An der Dachlinie, wo die äußeren Blenden heute teilweise fehlen, ist zu



*Ostgiebel der Dorfkirche in Berlitt,
der sich als Stufengiebel zeigt;
Foto: T. Schöpfbeck*

erkennen, dass ihr Scheitel tiefer gelegen haben muss als bei den übrigen Blendfenstern. Am Giebel der unweit gelegenen Dorfkirche in Rossow blieb eine solche Gestaltung bis heute erhalten. Allerdings ist an der dortigen Giebel- linie zu erkennen, dass Veränderungen vorgenommen wurden.

Möglicherweise handelte es sich hier ehemals um einen Stufengiebel, wie er an der Dorfkirche in Berlitt noch heute existiert. Die Verwandtschaft der beiden Bauteile ist ersichtlich. Es gab in Königsberg ehemals nicht nur eine Rundblende an genau der gleichen Stelle wie im Giebel von Berlitt, sondern auch einen Zahnfries in gleicher Höhe. Schließlich ist auch das Dach- werk fast zur selben Zeit entstanden,

denn die Hölzer der Berlitter Dorfkir- che wurden 1516 geschlagen.

Die starke Ausweichung des Kö- nigsberger Giebels in östlicher Rich- tung, die in den letzten Jahren zu akuter Einsturzgefahr geführt hatte, dürfte bereits bald nach seiner Erbau- ung begonnen haben, denn die beiden äußeren Stützpfeiler entstanden dem Mauerverband und den verwendeten Baumaterialien zufolge bereits im spä- ten 16. oder im 17. Jahrhundert.

Da es sich bei dem Hügel, auf dem die Kirche steht, anscheinend nicht um eine natürliche Erhebung, sondern mindestens in Teilen um eine künstliche Aufschüttung handelt, könnten bereits die mittelalterlichen Bauleute für den heutigen Schaden am Giebel verantwortlich sein, da sie bei der Fundamentierung nicht genügend auf die unterschiedlichen Gründungsver- hältnisse achteten.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass die massiven Stützpfeiler bei einer solchen Ausgangssituation sogar für eine Verstärkung der Senkung verant- wortlich sind. Die vorhandenen Schä- den im mittelalterlichen Dachwerk sind wiederum auf die Neigung der östlichen Giebelwand zurückzuführen, denn bereits bei der Errichtung des Giebels sind schmiedeeiserne Anker eingemauert worden, die an das östli- che Gebinde angenagelt wurden und schließlich das gesamte Dach mit sich zogen.

Die laufenden Sicherungs- und Sanierungsarbeiten versuchen nun, diesen besonderen Baubefunden Rech- nung zu tragen. Ein erster Abschnitt ist bereits geschafft, und die Kirche



*Königsberg, bereits in der Bauzeit
zugesetzter Zugang, der in den
vorbereiteten, jedoch nie ausgeführten
nördlichen Sakristieianbau führen
sollte; Foto: D. Schumann*

kann wieder von außen und innen be- sichtigt werden. Wer dabei den mittel- alterlichen Ansatz der Sakristei an der Nordwand der Kirche entdeckt, muss hier nicht befürchten, dass ihr Fehlen auf einen Einsturz oder einen Abbruch zurückzuführen ist. Der Sakristieianbau wurde den Baubefunden zufolge gar nicht erst ausgeführt. Die kleine vor- bereitete Durchgangsöffnung war be- reits im Zuge der Bauarbeiten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wie- der verschlossen worden.

Es ist nicht auszuschließen, dass während der Instandsetzung weitere Details der Baugeschichte zu Tage tre- ten. Man darf also gespannt bleiben.

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg lädt ein

**Dienstag, 19. August 2008
um 19.30 Uhr**

Dorfkirche Mühlenbeck (bei Berlin-Pankow)
S-Bhf. Mühlenbeck-Mönchmühle, 2 km Fußmarsch
oder Autobahnabfahrt Mühlenbeck/Berliner Ring

BENEFIZKONZERT

**Sinfonien und Bläser-Konzerte
von Joseph Haydn**

**Xenia Löffler (Oboe), Christian Beuse (Fagott),
Vaclav Luks (Horn)**

Akademie für Alte Musik Berlin

Der Erlös des Konzertes ist bestimmt für die Restau- rierung der historischen Wagner-Orgel von 1745 in der Dorfkirche von Felchow (Uckermark).

Peter Schmidt

»Ein gantz von märkischen Einwohnern abgesöndertes Völklein«

Schweizerdörfer und Schweizerkirchen im Lande Ruppín

Dr. Peter Schmidt ist Historiker und z. Z. Leiter des Bilderbogen-Dokumentationszentrums in Neuruppin.

Während die Einwanderung französischer Réfugiés vom Ende des 17. Jahrhunderts hierzulande in lebhafter Erinnerung blieb, ist der zeitgleiche Zuzug bäuerlicher deutsch-reformierter Schweizer außerhalb ihrer späteren Koloniedörfer weitgehend in Vergessenheit geraten. Dort aber, in den ehemaligen Schweizerdörfern, kann man auch heute noch Zeugnisse dieser Einwanderung finden, nicht zuletzt die für die ersten Siedler kurz nach 1700 erbauten sogenannten Schweizerkirchen.



Gedenktafel an der Dorfkirche in Linow; Foto: P. Schmidt

Beide Gruppen – reformierte Franzosen und Schweizer – wurden von den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. umworben, die sich durch sie einen Ausgleich der hohen Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Krieges und damit eine Stärkung der Wirtschaftskraft ihres Landes erhofften. Fast nebenher und doch für beide Kurfürsten kaum weniger wichtig als die bloße »Peuplierung« war die mit diesen Einwanderern verbundene Stärkung des reformierten Bekenntnisses im Lande. Es ging damit auch um die Position des reformierten Herrscherhauses in den seinerzeitigen Auseinandersetzungen mit der lutherischen Orthodoxie und den lutherischen Ständen.

Die französischen Hugenotten waren als Glaubensflüchtlinge ins Land gekommen, die Schweizer aber aus wirtschaftlicher Not. Missernten, Absatzprobleme der heimischen Gewerbe und durch den Pfälzischen Erbfolgekrieg verhinderte Getreideimporte aus Schwaben hatten in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts in der Schweiz zu Hungersnöten geführt. Viele Arme waren gezwungen, ihr Brot in der Fremde zu suchen. Die brandenburgische Werbung mit freien Kolonistenstellen traf hier auf offene Ohren. Die ersten Schweizer wurden noch unter dem Großen Kurfürsten im Golmer Bruch bei Potsdam angesiedelt. Die ab 1690 eintreffenden größeren Einwanderergruppen aus den Kantonen Bern und Zürich kamen jedoch mehrheitlich im nördlichen Brandenburg unter – auf wüsten Feldmarken im Bereich der kurfürstlichen Domänenlän der Linow und Altruppin, von denen im folgenden auch nur die Rede sein soll.

1690/91 entstanden hier die Schweizerdörfer Glambeck, Klosterheide, Linow, (Alt)Lüdersdorf, Schulzendorf, Storbeck und Vielitz, die trotz anfänglich hoher Fluktuation der Siedler allesamt Bestand hatten und erfolgreich gedeihen sollten. Die Schweizer erhielten drei Hufen pro Siedlerstelle in Erbpacht. Für den Kur-

fürsten barg das Siedlungsunternehmen nicht geringe Risiken, denn er gab nicht nur das Land und gewährte die zum Aufbau der neuen Wirtschaften üblichen Freijahre. Er musste diesen Siedlern aufgrund ihrer Armut auch Haus und Hofwehr, d. h. Ackergerät, Vieh und Saatgut, vorschießen. Durchschnittlich 180 Taler waren für eine Kolonistenstelle veranschlagt; spätere Berechnungen schätzten die in den Jahren 1690 bis 1692 für die Ansiedlung der Schweizer eingesetzten Mittel auf etwa vier Prozent der seinerzeitigen brandenburgischen Staatseinnahmen.

Kurfürst Friedrich III. soll wiederholt geäußert haben, er wolle selber »dieser Schweizern nicht Stieff-Vater, sondern rechter Vater seyn«. Er hatte seine neuen Landeskinder durch Einrichtung einer speziellen »Zum Schweitzer Etablissement verordneten Commission« – das spätere Schweizer Ober-Directorium – von der Jurisdiction der Ämter befreit und ihnen auch eigene Schweizer Prediger gestattet, zum Bau von Kirchen und Schulhäusern reichte es in den Koloniedörfern jedoch nicht mehr.

Die zwölf Storbecker Kolonisten waren im Jahre 1694 offenbar die ersten, die sich ob dieses unbefriedigenden Zustandes an den Kurfürsten wandten. Sie baten darum, das Land



Gedenkstein vor der Dorfkirche in Schulzendorf



Dorfkirche Linow

des dreizehnten, ursprünglich für einen Pfarrer ausgemessenen Bauerngutes, das nun bereits »drey gantze jahr öde und wüste« läge, für einen Kirchenbau zu verwenden. Der Kurfürst ließ sich »den von gedachter Gemeinde gethanen Vorschlag zur Erbauung eines Kirch Hofes und Kirche in Gnaden gefallen«. Er verordnete im September 1694, »daß so wohl in diesem Dorffe Storbeck, alß auch in den übrigen andern Dörffern wo Schweitzer wohnen« von den drei freien Hufen eine dem Schulzen, »die 2 überschießenen Hufen aber zur Kirchen Einnahme und Nutzung verwendet (und) der angewiesene Orth im Dorffe zum Kirchhofe abgezäunet werden möge«.

Mit dieser kurfürstlichen Festlegung war der Kirchenbau für die Schweizerdörfer zwar solide fundiert, praktisch jedoch in weite Ferne gerückt. Sollte noch die erste Siedlergeneration in den Genuss einer eigenen Kirche kommen, bedurfte es zusätzlicher Gelder. In dieser Situation wandte sich der Lindower Prediger Dellicker an die alte Heimat. Wenn man dort auch froh gewesen war, eine größere Zahl mittelloser Armer in Brandenburg untergebracht zu haben, fühlte man sich den einstigen Landsleuten weiter verbunden und – indem man ihnen eigene Prediger mitgab – wohl für sie auch verantwortlich. Unter diesen Schweizer Predigern, die für die brandenburgischen Gemeinden nicht nur das Verbindungsglied zwischen alter und neuer Heimat darstellten, sondern auch die Interessen der Einwanderer gegenüber den neuen Obrigkeiten vertraten, war der aus Zürich stammende Herkules Dellicker der rührigste und mit einer 35jährigen

Amtszeit auch der beständigste. Seit 1690 amtierte er in der nicht nur aus Schweizern bestehenden deutsch-reformierten Gemeinde in Lindow, ab 1711 auch als Inspektor für die reformierten Gemeinden im nördlichen Brandenburg. Dellicker nutzte seine guten Kontakte nach Zürich und bat



Kanzel und Altartisch in der Dorfkirche Storbeck; Foto: P. Schmidt

im September 1696 den dortigen Magistrat, sich bei den Evangelischen Orten der Schweiz für eine gesamtdegenössische Kollekte einzusetzen, aus deren Erlös den brandenburgischen Schweizerdörfern eigene Gotteshäuser erbaut werden könnten. Dellicker wusste auch den Kurfürsten zu überzeugen, ein diesbezügliches Gesuch für den Bau von vier Kolonistenkir-

chen in die Schweiz zu senden. Im April 1700 bewilligte die in Aarau tagende Konferenz der Evangelischen Orte eine solche Kollekte, die in den ersten beiden Jahren rund 4600 und 1705 noch einmal 300 Taler erbrachte. Vor allem Bern und Zürich waren mit großen Beträgen beteiligt.

Bereits im Jahre 1700 konnte mit dem Bau der Kirchen in Lindow, Lüdersdorf, Schulzendorf und Storbeck begonnen werden. Die Kollektengelder aus der Schweiz reichten darüber hinaus für die Errichtung zweier ursprünglich nicht geplanter kleinerer Kirchen in Glambeck und Linow. Schon im Dezember 1702 wurden fünf neu erbaute Kirchen eingeweiht. In **Storbeck** verzögerte sich der Bau, war aber bis November 1705 auch »so weit avanciret«, dass es nur noch des Geheges um die Kirche und der Deckung des Turms mit Eichenspohn bedurfte, »damit solche auch könne zur perfection gebracht werden«.

Im Januar 1707 berichtete Dellicker, dass der Bau der »Colloney-Kirchen« nunmehr fast vollständig beendet sei. Ihm war es gelungen, die durch privilegierte Besitzrechte ausgezeichneten Schweizergemeinden auch kirchenorganisatorisch zu festigen und den größeren unter ihnen zu einem eigenen Gotteshaus zu verhelfen. Auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit schrieb Dellicker voller Stolz ob des Erreichten am 14. April 1711 an den Züricher Bürgermeister, sie stünden hier in Brandenburg »negst dem König unter niemand ... als unter dem zum Schweizerischen Etablissement hochverordneten Oberdirectorio, und hat ... nicht einmal das geistliche Consistorium über uns was zu sagen ... so daß wir ... gleichsam alß ein gantz von märkischen Einwohnern abgesöndertes Völklein leben und protegirt werden«.

Nach dem Regierungsantritt von König Friedrich Wilhelm I., dessen absolutistischem Staatsverständnis alle derartigen Sonderrechte zuwider liefen, änderte sich auch für die Schweizer vieles. Geistlich wurden sie dem neuen reformierten Kirchen-Direktorium unterstellt und staatlich nach Auflösung des Schweizer Oberdirektoriums den Domänialämtern. Die Bindungen in die Schweiz lockerten sich allmählich. 1741 verließ der letzte Schweizer Prediger Ruppin. Für eine Wiederbesetzung dieser Pfarrstellen durch Schweizer sah das reformierte Kirchen-Direktorium keine Veranlassung mehr, die alten Schweizer seien inzwischen verstorben, ihre Kinder

hätten die »teutsche Mund- und Landesart erlernt und genugsam begriffen« und Prediger aus der Schweiz würden »denen im Lande geborenen Unterthanen unverständlich seyn«.

Mit ihrem speziellen Erbrecht, ihrem Heiratsverhalten und der vergleichsweise abgeschiedenen Lage ihrer Dörfer konnten sich die Schweizer dennoch durch das ganze 18. Jahrhundert eine gewisse Exklusivität bewahren. Kirchlich hielten sie auch nach der Union am Heidelberger Katechismus und an der nüchternen, fast kahlen Ausstattung ihrer Gotteshäuser fest, in denen die vor die Ostwand gestellte Kanzel mit steiler Treppe der einzige Blickfang ist.

Was sie zu »Schweizerkirchen« macht, ist die Herkunft ihrer Gemeinden, das reformierte Bekenntnis und das eidgenössische Kollektengeld, das ihre Erbauung beförderte. Namensgebend waren also weder die einstigen Bauleute noch etwa ein wie auch immer gearteter alpenländischer Baustil.

Die in Ruppinschen zwischen 1700 und 1706 errichteten sechs Schweizerkirchen sind bzw. waren

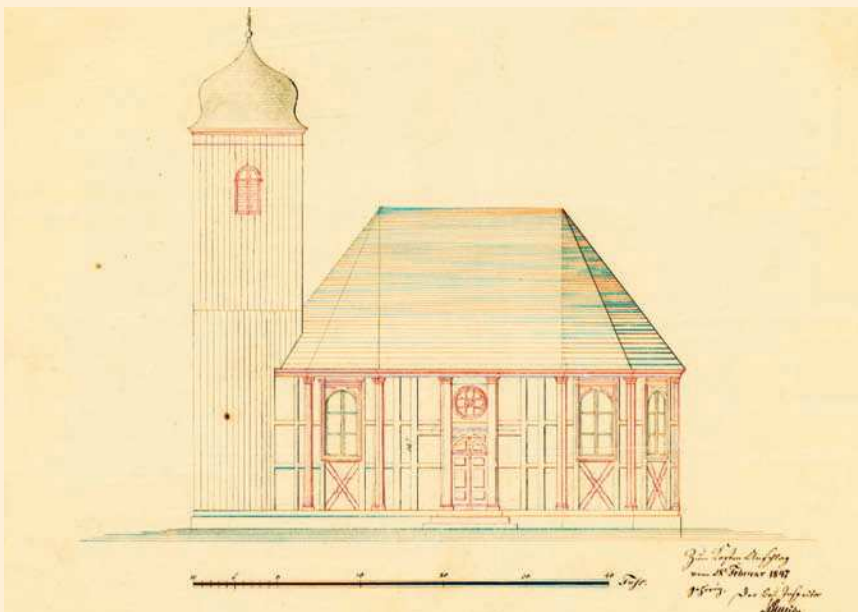
drei Kirchen werden dem Königlichen Amtsbaumeister Adam Paul zugeschrieben. Mit der Grundform eines ellipsenförmig gestreckten Zwölfecks, die diese Kirchen auf den Schmalseiten im Osten und Westen mit einem polygonalen Schluss versah, hatte sich Paul dem Zentralbau angenähert ohne die funktional bedingte Längsausrichtung aufzugeben. Diese für kleinere protestantische Predigtkirchen geschickte Lösung war im 18. Jahrhundert durchaus gebräuchlich, hat sich in Brandenburg jedoch nur in wenigen Beispielen erhalten.

Die Schweizerkirchen in Ruppin waren relativ früh in ihrer Substanz gefährdet, denn die trotz des aus königlichen Forsten frei gelieferten Bauholzes knappen Fonds sowie die kurzen Bauzeiten hatten offensichtlich zu Abstrichen bei der Qualität geführt. Nach nur wenigen Jahrzehnten traten erhebliche Bauschäden auf, zuvörderst an den Nahtstellen zwischen Kirchendach und Turm, dann an den zu schwachen Fundamenten, schließlich wie allerorten an den Wind und Wetter am stärksten ausgesetzten Tür-



Dorfkirche Lüdersdorf |

tig verschalt«. Für rund 780 Taler wurde die Kirche einschließlich neuer Farbfassung von Kanzel, Gestühl und Orgel instandgesetzt. Das Rundfenster über dem Süportal und die Andreaskreuze unter den Fenstern stammen aus dieser Zeit. Die nächsten das Äußere der Kirche verändernden Arbeiten begannen 1861. Das Schindeldach des Turmes war schadhaft und sollte »dauerhafter und schöner mit Schiefer gedeckt« werden. Kreisbaumeister Maaß ließ »des besseren Aussehens wegen« dazu den barocken Turmhelm abnehmen und »eine schlanke pyramidale Spitze« aufsetzen. 1898 musste der infolge »mangelhafter Fundierung ... versackte Thurm« durch eiserne Anker gesichert werden, es folgten 1923 weitere umfangreiche Reparaturen. Nun aber wollte der Gemeinderat mit Unterstützung des Hochbauamtes Neuruppin die alte Kirche abbrechen und durch einen Neubau ersetzen. Anfang der dreißiger Jahre begannen unter Einschluss von Regierung, Konsistorium und Provinzialkonservator langwierige Verhandlungen zur Rettung der barocken Dorfkirche. Komplizierte sich gegenseitig bedingende Finanzierungsbeihilfen auf der einen und die Beharrung der Gemeinde auf Neubau einer Kirche auf der anderen Seite verzögerten eine Wiederherstellung. Anfang 1939 erst waren alle Hindernisse ausgeräumt und die Arbeiten verdungen. Nun aber begann der Krieg und es fehlten Material und Handwerker. Am 1. Dezember 1941 schrieb das Preußische Staatshochbauamt Neuruppin nach Lüdersdorf, dass die In-



Zeichnung der Dorfkirche Lüdersdorf von 1847; Archiv P. Schmidt |

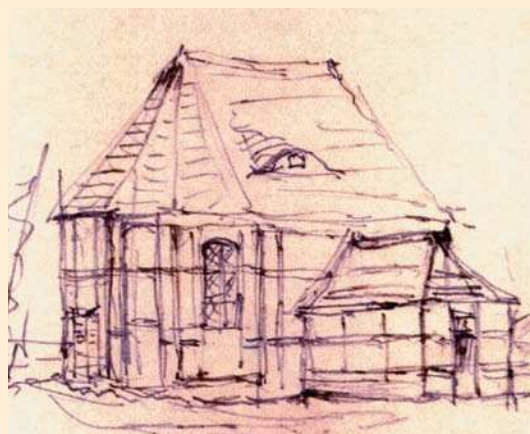
sämtlich Fachwerkbauten, drei von ihnen – Lüdersdorf, Schulzendorf und Storbeck – Saalkirchen auf gestrecktem zwölfeckigen Grundriss mit halb eingezogenem Westturm. Die 1840 geschlossene und später abgebrochene Kirche von Lindow, von der keine bildliche Darstellung existiert, wird in der Literatur als Achteck überliefert, die Kirche in Linow besaß ursprünglich nur einen polygonalen Ostschluss und die in Glambeck war ein einfacher Rechtecksaal. Zumindest die ersten

men, von denen übrigens keiner seine ursprüngliche Form bewahren konnte.

In Lüdersdorf (heute Altlüdersdorf) sind die ersten größeren Instandsetzungen an Dach und Turm aus den Jahren 1777 und 1799 überliefert, sie wiederholten sich danach mit steigendem finanziellen Aufwand bald jedes zweite Jahrzehnt. Dennoch waren Mitte des 19. Jahrhunderts »das Holzwerk der Kirche theils aufgerissen und theils angefault ... ein Theil der Decke eingefallen und nur nothdürf-

standsetzung der Kirche »bis zum Eintritt normaler Wirtschaftsverhältnisse verschoben werden (müsse), weil es wirklich nicht möglich ist, irgendwelche Handwerker für die Arbeit zu bekommen. Das noch am meisten in Frage kommende Baugeschäft Klage- mann in Gransee ist wegen Einberufung beider Geschäftsführer geschlossen.« Mehr als ein halbes Jahrhundert sollte vergehen ehe diese »normalen Wirtschaftsverhältnisse« wieder eintraten und eine grundlegende Instandsetzung der Lüdersdorfer Kirche begonnen werden konnte.

Das Schicksal der Kirche von **Schulzendorf** gestaltete sich bis 1860 ähnlich, danach aber mit traurigerem Ausgang. Erste Reparaturen am Turm waren hier bereits 1725 und 1741 nötig und 1777 ein Ersatz der Eichen- schindeln des Turmes durch eine Blechbedeckung. Die nächsten Haupt- reparaturen für insgesamt 1030 Taler erlebte der Fachwerkbau 1824 und 1835, ehe es im Jahre 1861 zur letzten Instandsetzung kam. Der mit der Untersuchung des Bauzustandes beauftragte Kreisbaumeister Maaß plä- dierte nach Abnahme der schadhaften Bretterbekleidung dafür, »den Kirch- thurm sofort gänzlich abzubrechen, die Kirche aber zum letzten Mal her- zustellen ... und dann auf einen mas- siven Neubau hinzuarbeiten«. Die Gemeindevertreter stimmten zu, denn die Schulzendorfer Kirche besaß mit 15.000 Talern ein ansehnliches Ver- mögen, deutlich mehr als ein Neubau kosten würde. Drei Jahrzehnte später lag der Bauentwurf des Neuruppiner Baurates Wichgraf im »märkischen



Die Zeichnung zeigt die Dorfkirche Schulzendorf (1896) ohne den bereits 1861 abgerissenen Turm, der Bau wurde 1901 abgebrochen.

Archiv P. Schmidt

Rundbogenstil« vor, den er gewählt hatte, da dieser »bei den Bauten der Kaiser-Wilhelm-Kirche und der Kaise- rin-Augusta-Kirche in Berlin ebenfalls ... für angemessen erachtet ist«. Nach einigen Veränderungen durch den Potsdamer Regierungsbaurat Mertins wurde dieses Projekt im Dezember 1896 vom preußischen Kultusministe- rium genehmigt. Uneinigkeit in der Gemeinde über den zu wählenden Bauplatz und mehrfacher Pfarrer- wechsel verzögerten allerdings den Baubeginn, so dass erst am 16. Juni 1901 der Schlussgottesdienst in der alten Kirche stattfand. Im Sommer 1902 war für rund 30.000 Mark der neue Backsteinbau vollendet.

Die dritte dieser annähernd 50 mal 30 Fuß (1 Fuß = 0,314 m) großen an- sehnlichen Fachwerkkirchen auf zwölf- eckigem Grundriss war Anfang des 18. Jahrhunderts in Storbeck erbaut worden. 1736 wurde der 60 Fuß hohe Turm erstmals mit Brettern verkleidet, es folgten mehrere Instandsetzungen, 1775 eine Verstärkung der Funda- mente und 1794 für 511 Taler eine Hauptreparatur des ganzen Gebäudes. Dennoch beschrieb der Superintendent Bientz die Storbecker Kirche im Jahre 1817 als schadhaft und an vielen Stel- len regendurchlässig. Der zur Unter- suchung der Schäden angereiste Bauinspektor Hermann fand verfaulte Schwellen vor, schadhaften Putz, »die Stiele auf zwei Fuß hoch vom Schwamm zerfressen«, das Kirchen- dach einer konstruktiven Verbesserung bedürftig, kurzum, so sein Bericht, be- stünde die Gefahr, dass »alles wegen zunehmender Fäulniß immer mehr versinken würde«. Die anschließende Reparatur erforderte 478 Taler. Vierzig Jahre später bot die Storbecker Kirche

auch im Inneren einen mehr als nüchternen Anblick, denn alles Holzwerk, Kanzel und Gestühl waren inzwi- schen mit grauer Ölfarbe an- gestrichen worden. Dann aber – fast gleichzeitig mit Lüdersdorf und Schulzendorf – kam es zu einer Hauptre- paratur, bei der auch in Stor- beck der Turm in Gefahr geriet, abgerissen zu werden.

Kreisbaumeister Maaß hielt nach Abnahme der Bretterverkleidung des Tur- mes im Sommer 1862 die »Erneuerung des Daches mit Schiefer für unwerth«, besser wäre es, den Turm bis zur er- sten ausgemauerten Etage abzubrechen und auf diese

dann ein Ziegel-Satteldach zu setzen. »Die Erbauung eines neuen Thurmes ist dagegen ganz unräthlich. Einmal werden die Mittel fehlen, sodann würde ein hölzerner Thurm die alte Kirche zu lange überleben und mit der- selben nicht gleicher Zeit zum Ab- bruch kommen.« In der Tat besaß die



Dorfkirche Storbeck; Foto: P. Schmidt

Storbecker Kirche weit weniger Mittel als die in Schulzendorf, so dass die Ge- meinde zu keinem Neubau bereit war. Den Kirchturm aber wollten die Stor- becker nicht verlieren. »Ein Dorf ohne Thurm ist gar kein Dorf« hatten die Bauern dem Baubeamten zu verstehen gegeben. Nach eigener Aussage fürch- teten sie, sich »durch einen mangeln- den Thurm den Spott und Hohn der Nachbardörfer zuzuziehen«. Der Wi- derstand versteifte sich und Maaß



Neuscan

Dorfkirche Schulzendorf



Dorfkirche Glambeck |

lenkte im Oktober 1862 ein. Nun sollten die schadhaften Enden der alten Stiele abgesägt und wiederverwendet werden. Der Turm wurde dadurch um sieben Fuß niedriger, verlor die geschweifte Kuppel und erhielt als Abschluss eine viereckige Pyramide. »Wenn auch in ästhetischer Beziehung manches zu wünschen übrig bleibt«, vermerkte der Potsdamer Regierungsbaurat Horn bei der Revision des Kostenanschlages, »so kann es doch bei diesem alten Gebäude darauf nicht ankommen, sondern lediglich darauf, daß mit dem geringsten Kostenaufwand das Bedürfnis befriedigt wird«.

1885 wurde der Kirche auf der Südseite eine Vorhalle angefügt, 1892 eine Hollenbach-Orgel angeschafft und im Jahre 1901 – »da nach Verbreiterung des Orgelchors bei trübem Wetter die Gesangbücher nur schwer zu lesen sind« – zwei neue Fenster angelegt, 1921 das Innere durch den Berliner Kirchenmaler Sandfort farbig gefasst und 1926 die Sakristei an der

Ostseite neu gebaut. Das Neuruppiner Hochbauamt war daraufhin der Meinung, dass nunmehr »auf Jahrzehnte hinaus Reparaturen nicht zu erwarten sind«. Die seinerzeit nicht vorhersehbaren Wechselfälle des 20. Jahrhunderts sollten diese Erwartung auch erfüllen; eine Innenrestaurierung war erst wieder in den sechziger Jahren möglich, die höchst nötige Turmreparatur und die Erneuerung von Ständern und Schwellen gar erst in den neunziger Jahren.

Von den beiden kleineren Fachwerkkirchen musste die in **Glambeck** – ein Rechtecksaal von 36 mal 20 Fuß mit einem auf der Westwand und den Dachbalken ruhenden Türmchen – im Jahre 1901 einem massiven Neubau weichen. Schon Ende des 18. Jahrhunderts war die Kirche für die zwar arme, aber wachsende Gemeinde zu klein geworden, im 19. Jahrhundert dann ist den zunehmenden Bauschäden nur durch notdürftige ein bis zwei Jahrzehnte haltende Reparaturen abgeholfen worden. »Es kann kein Mensch, zumal in jetziger Jahreszeit, auch nur eine Viertelstunde darin aushalten ohne seine Gesundheit in Gefahr zu bringen, wie ich denn erst am 2. Weihnachtsfeiertage gesund die Kirche betreten und krank sie wieder verlassen habe.« Die dramatischen Schreiben der Prediger, wie das hier zitierte des Pfarrers Nuglisch vom Januar 1841, änderten zunächst nicht viel, denn die Gemeinde war weder für eine Hauptreparatur noch gar für einen Neubau zu gewinnen. So kamen nur notdürftige Reparaturen zustande. Der letzte vom Kreisbaubeamten im Jahre 1896 aufgesetzte derartige Reparaturanschlag über 3250 Mark weckte dann allerdings bei der Bezirksregierung Zweifel, ob der Einsatz einer so großen Summe überhaupt wirtschaftlich sei, denn – so heißt es im Untersuchungsbericht – »die Senkungen und Formveränderungen der

Wände und des Thurmes sind auf eine ungenügende Fundierung zurückzuführen, die durch die Bauvorschläge nicht geändert wird«. Kreisbauinspektor Wichgraf legte daraufhin ein Neubauprojekt vor. Für rund 20.000 Mark entstand ein massiv gefugter roter Backsteinbau, der am 14. Juli 1901 eingeweiht wurde. In **Linow** dagegen hat sich die kleine Schweizerkirche bis heute erhalten, wenngleich auch sie im 19. Jahrhundert Umbauten und Verän-



Taufe in der Dorfkirche Linow, um 1700 |

derungen erfahren hat. Bereits im 18. Jahrhundert mehrfach repariert, war sie der Gemeinde bald zu klein geworden. Platzmangel und Schäden an Dach und Wänden führten im Jahre 1830 zu einer gründlichen Untersuchung durch den Pritzwalker Bauinspektor Schüler. Dieser fand »die Kirche etwas undauerhaft konstruiert ... sämtliche Schwellen sind verfault und ruhen auf einem sehr schlechten leichten bröcklichen Fundament«. Schüler schlug zur Kostenersparnis »einen Mittelweg zwischen einer Reparatur und einem Neubau« ein und vergrößerte die Kirche, indem er den polygonalen Ostabschluss zu einem Rechteck erweiterte. Veränderungen des Fachwerks und der Fenster waren die Folge.

Schüler hatte mit diesen 1835 ausgeführten Arbeiten und durch das – wie er sich ausdrückte – »compendiösere Arrangement der Stühle« die Anzahl der Sitzplätze vermehrt, der Kirche jedoch auch eine andere, einfachere Gestalt gegeben.

Eine nochmalige Vereinfachung und Modernisierung des Inneren erfuhr die Linower Kirche nach 1960 und eine vorerst letzte Instandsetzung mit neuem Anstrich und neuer Deckung im Jahre 2000, also genau dreihundert Jahre nach Baubeginn und – so schließt sich der Kreis – wieder mit Schweizer Unterstützung.

Anzeige



Referenzobjekt Dorfkirche Gortz, Potsdam-Mittelmark

Gottschalk Baudenkmalpflege GmbH

April 2005 seit 15 Jahren auf dem Markt

Rehmbau

Gewölbebau

Stuckarbeiten

Fachwerksanierung

RESTAURATOR
IM
HANDWERK



KGBAU



**Bundespreis für Handwerk
in der Denkmalpflege 2002**

Ahornweg 7 · 14662 Friesack/Mark
Telefon: 03 32 35/15 59 · Fax: 03 32 35/2 19 95
www.BaudenkmalpflegeGmbH.de · E-Mail: KGBaudenkmalpf@aol.com

Alexander Wieckowski

Reue und Vergebung

Evangelische Beichtstühle in Brandenburg



Beichtdarstellung am Altaraufsatz der Dorfkirche Schönfeld (Uckermark) |

Alexander Wieckowski ist Pfarrer z. A. in Großhennersdorf/Sachsen und Autor des 2005 im Sax-Verlag, Beucha erschienenen Buches »Evangelische Beichtstühle in Sachsen«.

schrieben unter Rückgriff auf Martin Luther die Privat- bzw. Einzelbeichte vor dem Gang zum Heiligen Abendmahl vor. Im Unterschied zur Beichte in der katholischen Kirche war es aber nicht mehr nötig, detailliert jede einzelne Sünde aufzuzählen. Vielmehr sollten in der evangelischen Beichte die Sündenvergebung und der Trost des angefochtenen Christen im Mittelpunkt stehen.

Über 200 Jahre war es allort üblich, sich sonntags zur Beichte in der Kirche zu versammeln, wenn man am Sonntag zum Abendmahlsgottesdienst gehen wollte. Nach einer Andacht gingen die Gemeindeglieder einzeln nach vorn und beichteten vor dem Pfarrer, der im Beichtstuhl Platz genommen hatte. Die Beichte begann mit dem sogenannten »Beichtverhör«, einer Art Prüfung über Fragen des Glaubens. Dem folgte dann die eigent-

Die Existenz von Beichtstühlen in evangelischen Gotteshäusern ruft nicht nur bei vielen Kirchenbesuchern, sondern auch bei den ortsansässigen Gemeindegliedern oft großes Erstaunen hervor. Landläufig verbindet man Beichtstühle mit der römisch-katholischen Kirche, aber in einer evangelischen Kirche erwartet man sie nicht. Doch in vielen brandenburgischen Kirchen haben sich diese historischen Ausstattungsstücke aus vergangenen Jahrhunderten erhalten. Sie sind dabei in Dorfkirchen wie z. B. Blumenow, Bornsdorf, Dennewitz, Ferbitz, Jetsch, Langennaundorf, Lobbese, Paplitz, Pitschen-Pickel, Vehlow sowie Waldow/Brand zu finden, aber auch in Stadtkirchen wie Baruth/Mark, Bernau bei Berlin und Dahme.

Eine genaue Anzahl der brandenburgischen Beichtstühle kann nicht gegeben werden, da sich bei genauerer Betrachtung oder Nachforschung hinter so manchem Gestühl, das unter diversen Bezeichnungen wie »Pfarr- oder Pastorenstuhl«, »Betstübchen«, »Sakristeigestühl«, »Kastengestühl mit verschiebbaren Gitterfenstern« o. ä. fungiert, nicht selten ein weiterer Beichtstuhl verbirgt.

Heute ist oft vergessen, dass die Privatbeichte auch in der lutherischen Kirche eine lange Tradition hatte und erst seit Ende des 18. Jahrhunderts

durch die bis in unsere Zeit gebräuchliche allgemeine Beichte abgelöst wurde. Darstellungen der Beichte wie z.B. auf dem Altar in Schönfeld bei Prenzlau oder auf dem Emporengemälde in Logau belegen, dass die Beichte ebenso wie die Taufe und das Heilige Abendmahl zu den wichtigen kirchlichen Amtshandlungen gehört. Die einzelnen Kirchenordnungen



Beichtstuhl in der Dorfkirche Langennaundorf (Elbe-Elster); Foto: S. Nauck |

liche Beichte mit dem Bekenntnis der persönlichen Verfehlungen. Daraufhin spendete der Pfarrer dem Beichtkind die Absolution (die Lossprechung) unter Handauflegung. Diesen Moment zeigen die Beichtdarstellungen am Schönfelder Altar und auf dem rechten Frontbild des Jetscher Beichtstuhls. Nach der Beichte empfing der Pfarrer noch das Beichtgeld, den sogenannten Beichtgroschen, und notierte den Namen des Beichtkindes im Beichtregister. Viele dieser Beichtregister haben sich auch unter dem Namen »Kommunikantenregister« in Pfarrarchiven erhalten.

Konnte sich die Privatbeichte bis weit in die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts als ein Instrument hilfreicher Seelsorge und notwendiger Sittenbildung bewähren, scheiterte sie zu-



*Kanzel und Beichtstuhl in der
Dorfkirche Blumenow (Oberhavel);
Foto Chr. Albrotsch*

nehmend an praktischen wie theologischen Herausforderungen. Erwähnt seien nur die Beichtpflicht, die Erstarrung der Beichte zur Formelhaftigkeit, der Wegfall der seelsorgerlichen Dimension, fehlende fachliche Kompetenz bei einigen Geistlichen, der Streit um das Beichtgeld und die stetig wachsende Bevölkerungszahl mit dem daraus resultierenden Zeitaufwand beim Abnehmen der Beichte – das lange Warten seitens der Gläubigen und das lange Hören seitens der Pfarrer. Ein für ihre Zukunft epochales Ereignis war der sogenannte »Berliner Beichtstuhlstreit« von 1697, der mit der Aufgabe des Beichtzwangs durch das kurfürstliche Decisum vom 16. November 1698 beendet wurde. Der Verdrängungsprozess der Privatbeichte durch die aufkommende Praxis der allgemeinen Beichte auch in anderen Gemeinden war eingeleitet. Dennoch können evangelische Christen auch heute noch die

Einzelbeichte in Anspruch nehmen. So wird jeder Pfarrer bei seiner Ordination auf das Beichtgeheimnis verpflichtet.

Beichtstühle können leicht erkannt werden, wo sich Inschriften oder bildliche Darstellungen ganz auf ihre Funktion beziehen. So in Langennaundorf bei dem kastenartigen Gestühl mit Tür und verschiebbaren Gitterfenstern im oberen Teil. Die beiden Gemälde mit den biblischen Erzählungen verweisen auf die Themen Buße, Reue und Sündenbekenntnis und -vergebung. So wird auf dem linken Bild dem Betrachter der Augenblick in Erinnerung gerufen, als der heimkehrende Sohn dem ihm entgegenlaufenden Vater vor die Füße fällt und spricht: »Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir« (Lukas 15,21). Die rechte Darstellung zeigt den Pharisäer, der am Altar kniend betet und für den ebenfalls im Tempel anwesenden Zöllner nur Verachtung übrig hat. Der jedoch schlägt sich an die Brust und spricht: »Gott sei mir Sünder gnädig. (Lukas 18,13)« Die Erzählung vom Verlorenen Sohn findet sich auch auf dem Beichtstuhl in Bornsdorf, die vom Pharisäer und Zöllner auf den Beichtstühlen von Blumenow, Jetsch und Vehlow.

Der Beichtstuhl in Paplitz/Mark besitzt zwar keine bildlichen Darstellungen, gibt sich aber mit seinen beiden biblischen Sprüchen als ein solcher zu erkennen: Zum einen aus dem Sprüchebuch 28,13: »Wer seine Sünde leugnet, dem wird's nicht gelingen; wer aber bekennt und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen.« Zum anderen aus dem Johannesevangelium Kap. 20,22–23: »Christus sprach zu seinen Jüngern: Nehmt hin den Heiligen Geist! Welchen ihr die



*Beichtstuhl in der Dorfkirche
Blumenow, Detail;
Foto: Chr. Albrotsch*



*Beichtstuhl in der Dorfkirche Bornsdorf
(Dahme-Spreewald); Foto: Steinhagen*

Sünden erläßt, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.»

Fehlen jedoch die ikonographischen Hinweise an den Beichtstühlen, so kommen architektonische Besonderheiten in Betracht. Kniebänke am Gestühl deuten auf einen Beichtstuhl hin. Auch ist der Beichtstuhl in Dorfkirchen häufig mit dem Kanzelaufgang verbunden. Solche dann sogenannten Pfarr- und Beichtstühle finden sich beispielsweise in Blumenow, Bornsdorf, Langennaundorf, Paplitz oder Pitschen-Pickel. Ebenso stehen kastenförmige Einbauten mit verschiebbaren Gitterfenstern zur Disposition. Eine letztlich sichere Zuweisung als Beichtstuhl kann jedoch in den meisten Fällen nur durch archivalische Nachforschungen erfolgen.

In der Regel stand der Beichtstuhl im Altarraum, denn der Beichtakt sollte sichtbar, jedoch nicht hörbar sein. Zwar beichtete der Gläubige, tat dies aber öffentlich in der Gemeinschaft der Sünder. Der Öffentlichkeit-scharakter schützte auch den Pfarrer vor üblen Verdächtigungen. Dennoch fanden Beichtstühle in manchen Kirchen auch in den Sakristeien Aufstellung. Ein Grund dafür ist sicher in ihrer Beheizbarkeit zu suchen.

Überblickt man den evangelischen Beichtstuhlbestand, so fällt seine Formenvielfalt auf. Schon die hier abgebildeten Beichtstühle zeigen ganz verschiedenartige Varianten. Sie reichen von einem offenen Lehnstuhl (Schönfeld) über eine einsitzige

Stuhlkonstruktion mit halboffener Brüstung, Rückenlehne und Baldachin (Logau, Vehlow) bis hin zu geschlossenem zwei- bzw. mehrsitzigen Gestühl wie in Blumenow. Dieser Beichtstuhl aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnet sich durch seine große raumdominierende architektonische Erscheinung aus. Seine zwei Brüstungsfelder zeigen biblische Sünder: den schon erwähnten Zöllner sowie den bußfertigen König David aus dem Alten Testament.

Der Formenreichtum der evangelischen Beichtstühle liegt darin begründet, dass es im Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche keine baulichen Vorschriften gab. Deren Beichtstühle sollten als zwei- und dreigliedrige Beichtstühle gebaut werden, wobei sich nur letztere durchsetzten, mit Trennwänden zwischen dem Sitz des Geistlichen und den Raumnischen der Beichtenden. Für das Beichtgespräch waren vergitterte Fensteröffnungen vorgeschrieben, die in der Regel bei den evangelischen Beichtstühlen nicht anzutreffen sind.

Trotz der Vielfalt evangelischer Beichtstühle können zwei Grundtypen orientierend an der Beichtpraxis unterschieden werden. So wird es dem Gläubigen nicht egal gewesen sein, ob er neben dem Beichtvater saß oder vor ihm knien musste. Bei dem ersten Grundtyp – dem einsitzigen Beichtstuhl wie in Vehlow und so auch zu sehen auf den Darstellungen in Schönfeld und Logau –, saß der Pfarrer, während der Beichtende vor oder neben ihm kniete. Der zweite Grundtyp – der doppel- oder mehrsitzige Beichtstuhl wie in Bornsdorf oder Langennaundorf – zeichnet sich dadurch aus, dass Beichtvater und Beichtkind im Stuhl



Beichtstuhl in der Dorfkirche Jetsch (Dahme-Spreewald); Foto: Steinhagen



Beichtstuhl in der Dorfkirche Vehlow (Ostprignitz-Ruppin)

nebeneinander Platz nahmen. Beide Beichtstuhltypen können anschließend weiter untergliedert werden nach dem Grade ihrer Offen- oder Geschlossenheit, denn auch hier wird es dem Gläubigen nicht gleichgültig gewesen sein, ob er den Blicken und wahrscheinlich auch den Ohren der im Kirchenschiff auf die Beichte noch Wartenden ausgesetzt war, oder ob er in einem mehr geschlossenen Exemplar eher geschützt vor den anderen seine Beichte ablegen konnte.

Die Frage nach möglichen Entwicklungsstufen ist nicht leicht zu beantworten. Bei aller Vorsicht lassen sich dennoch zwei Tendenzen aufzeigen: Zum einen die Bewegung vom ein- zum mehrsitzigem Gestühl und

zum anderen der Drang vom offenen zum geschlossenen Beichtstuhl. Zudem bestand immer die Möglichkeit, auch einfaches Kirchengestühl zur Beichtabnahme zu nutzen.

Mit dem Aufkommen der allgemeinen Beichte kam es jedoch nicht zu einer generellen Abschaffung der Beichtstühle. Ihre Weiternutzung lag im Ermessen der jeweiligen Gemeinde. Vielerorts abgebrochen, überdauerte trotzdem eine recht stattliche Anzahl in den Dorf- und Stadtkirchen als Sitz für die Pfarrersfamilie oder für die Kirchvorsteher, nicht selten auch als Sakristeiersatz oder Abstellraum. In Ketzür dient der ehemalige Beichtstuhlprospekt heute als Sakristeischrank. Die in der Regel im Kirchen-



Vehlau, Detail des Beichtstuhls

raum, und zwar im Chor- bzw. Altarraum, gut sichtbar aufgestellten Beichtstühle mahnten zugleich zu Buße und Umkehr. Durch eine kunstvolle Ausgestaltung in Wort und Bild konnte die Wirkung auf den Betrachter noch gesteigert werden. Identifikationsmöglichkeiten boten biblische Geschichten wie die der »Sünderin« Maria Magdalena und des reuigen Petrus. Letzterer ist zu finden auch mit den Binde- und Löseschlüsseln auf den Beichtstühlen in Jetsch, Pitschen-Pickel und Waldow.

Die »große Sünderin« trifft man auf dem Beichtstuhl in Bornsdorf an, König David begegnet einem auf den Beichtstühlen in Blumenow und Vehlau. Den Gläubigen waren diese vorbildlichen Büssergestalten bekannt und vertraut, bedienten sich die Geistlichen ihrer doch in den Bußpredigten. Einzelne Motive an den Beichtstühlen konnten auch als »Anschauungsunterricht« dafür dienen, wie eine rechte Beichte auszusehen hat.

So thematisieren die drei Gemälde des Vehlauer Beichtstuhls mit dem Sündenbekenntnis und der Vergebungszusage (Absolution) die beiden

Pole des evangelischen Beichtwesens. So ist auf der linken Darstellung der Rückenlehne auch wieder eine Darstellung des Zöllners aus Lukas 18 zu sehen mit der Inschrift: »Vnd der Zöllner stand von ferne und sprach: Gott sey mir Sünder gnädig.« Das rechte Bild zeigt die Erzählung von der Ehebrecherin aus dem Johannesevangelium Kapitel 8 mit der Inschrift: »Hat dich niemand verdammet, so verdamme ich dich auch nicht. Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.« Als drittes Motiv ist König David gewählt worden mit »seinem« Sündenbekenntnis aus Psalm 51: »Gott sey mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünde nach deiner grossen Barmherzigkeit.« Mit diesen aus den drei biblischen Texten entnommenen Zitaten werden sowohl dem Beichtkind als auch dem Geistlichen zwei »vorbildliche« Beichtbekenntnisse und eine mögliche Absolutionsformel als Muster vor Augen gestellt, die sie im Beichtgeschehen verwenden konnten. Den Vehlauer Beichtstuhl als religiösen Handlungsraum zeichnet schließlich noch die Spruchkartusche mit den Aufruf aus: »Traget Reu, ihr Volck der Sünden – Hier könnt ihr Vergebung finden.« Fehlen zwar Zeugnisse über die tatsächliche Wirkung der ikonographischen Ausgestaltung auf die Betrachter, so kann man dennoch davon ausgehen, dass sie ihr Ziel nicht verfehlt haben.

Zusätzlich zur Vorbildfunktion sollten die Darstellungen in einem bestimmten Maße auch eine biblische Grundlegung der Beichte liefern. Um

der seit Mitte des 17. Jahrhunderts zunehmenden Kritik gegenüber dem Pflichtcharakter der Privatbeichte begegnen zu können, wollten die Verfechter der Privatbeichte quasi ihre »göttliche Verordnung« aus der Schrift erweisen.

Neben biblischen Motiven und Sprüchen können an den Beichtstühlen auch noch symbolische und emblematische Darstellungen wie in Baruth/Mark und Dahme begegnen, des weiteren Wappen, Stiftungsinnschriften oder Initialen, die häufig auf den jeweiligen Stifter oder auf den Kirchenpatron hinweisen. Insgesamt bestimmt aber die ikonographische Ausgestaltung in einem starken Maße der Bezug zu Buße und Vergebung.

Evangelische Beichtstühle haben sich nicht nur in Kirchen in Brandenburg erhalten. Auch in anderen lutherischen Territorien wie in Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern – dort besonders auf Rügen – in Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein und Thüringen und besonders in Franken und Sachsen stößt man auf sie.

Evangelische Beichtstühle sind als ehemalige genuine Bestandteile evangelisch-lutherischer Kirchenausstattung zu würdigen. Die noch vorhandenen Exemplare sind daher beredte Zeugnisse einer beinahe abhanden gekommenen und damit fast vergessenen, aber dennoch für das Luthertum identitätsstiftenden Frömmigkeitspraxis und stellen einen bedeutenden kulturellen Schatz dar, der dringend der Erhaltung und Pflege durch uns bedarf.



Vehlau, Detail des Beichtstuhls

Uta-Renate Rückert

Abglanz der Adels Herrschaft

Die Dorfkirche Steinhöfel braucht Hilfe

Uta-Renate Rückert ist die Autorin der Monographie zu Steinhöfel, die in der Reihe »Schlösser und Gärten der Mark« des Freundeskreises Schlösser und Gärten der Mark in der Deutschen Gesellschaft e.V. erschienen ist.

Etwa fünf Kilometer nordöstlich von Fürstenwalde liegt im Landkreis Oder-Spree der Ort Steinhöfel. Das Dorf mit Herrenhaus und Park erhielt die heutige Gestalt um 1795 durch seinen damaligen Besitzer, den Hofmarschall Valentin von Massow (1752 bis 1817). Nach dem Vorbild von Wörlitz ließ dieser durch die Baumeister David Friedrich Gilly (1748–1808) und dessen Sohn Friedrich (1772 bis 1800) nicht nur ein schlichtes Herrenhaus in einem weiträumigen »englischen« Park errichten – das ganze Dorf wurde architektonisch überformt, um jenen Herrnsitz in eine verschönerte Gutslandschaft einzubetten. Nicht umsonst wählte das preußische Herrscherpaar Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Luise diese Anlage als Vorbild für seinen Sommersitz Paretz. Aus dem



Dorfkirche Steinhöfel von Süden; Fotos: V. Billeb

Herrenhaus entstand im 19. Jahrhundert durch erweiternde Umbauten ein repräsentativer Schlossbau, der sich heute im Besitz der Schlösser GmbH befindet. Seit Ende November 2002 betreibt ein Pächterehepaar in jenem Bau ein Hotel, das sich in den letzten fünf Jahren zu einem beliebten Hochzeitshotel entwickelt hat.

Wie der Hofmarschall das Bild von Dorf, Herrenhaus und Park Steinhöfel gestaltete, so prägten die Mitglieder der Familie von Wulffen Ausbau und prachtvolle Ausstattung der Dorfkirche, deren Patronatsherren sie 375 Jahre lang bis 1775 waren.

Erstmals fand der Ort Steinhöfel 1401 im Register des Bistums Lebus urkundliche Erwähnung. In diesem Jahr hatte Markgraf Jost die Lehnshoheit über Steinhöfel tauschweise dem Bistum Lebus überlassen. Wahrscheinlich wurde der Ort aber schon im 13. Jahrhundert als Angerdorf angelegt; der einschiffige kurze Feldsteinbau der Dorfkirche am nördlichen Ende des Dorfkamfers stammt jedenfalls aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In zahlreichen Urkunden aus dem 15. und

16. Jahrhundert sind die Mitglieder der Familie von Wulffen als Lehnsmannen des Bischofs von Lebus genannt. Neben den Wulffens, denen in der Nachbarschaft noch die Dörfer Alt Madlitz und Tempelberg gehörten, besaßen bis ins 16. Jahrhundert hinein noch andere Familien Anteile an Steinhöfel, wie die von Hohenberg, die von Beerfelde und eine Familie von Behlendorf zu Jänickendorf. Ab 1526 war dann ein Hans von Wulffen alleiniger Besitzer des Lehnsgutes Steinhöfel.

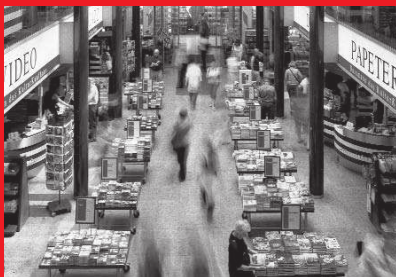
Der Dreißigjährige Krieg entvölkerte den Ort, die Äcker fielen wüst und die Kirche wurde zerstört. Ein Adolf von Wulffen (gest. 1700), der mit einer Frau von der Marwitz verheiratet war, ließ die Kirche und deren wichtigen Westturm wieder aufbauen. Er stiftete eine hölzerne Taufe und ließ unter der Taufkapelle ein Grabgewölbe für die Familie anlegen. Zu dem heute noch verwendeten kelchförmigen, sechseckigen Tauffisch mit den aufgemalten Wulffenschen und Marwitzschen Wappen mit der Jahreszahl 1671 gehört eine wohl schon aus dem 16. Jahrhundert stammende Taufschale,



Blick in den Altarraum

Mehr Leben mit Kultur

Bücher · Musik · Filme



Romane · Taschenbücher · Hörbücher
Krimis · Kinderbücher · Geschichte
Politik · Wirtschaft · Reiseführer
Fremdsprachen · Papeterie

Klassik · Opern · Klassik-DVDs · Noten
Pop · Rock · Weltmusik · Jazz · Reggae
Filmmusik · Schlager · Country · Blues

Spielfilme · Dokumentarfilme
Musik-DVDs · TV-Serien
Der besondere Film · Klassiker

Kostenfreie Veranstaltungen
LeseGalerien · Hörstationen
Geschenkgutscheine

Friedrichstraße
Friedrichstraße 90 · 10117 Berlin
www.kulturkaufhaus.de
Fon: 030 - 20 25 11 11

Montag-Samstag 10-24 Uhr

Dussmann
das KulturKaufhaus

Ein Unternehmen der Dussmann-Gruppe



Detail vom Altaraufsatz,
Evangelist Johannes

sie zeigt den Reichsadler im Mittelfeld und eine Hirschjagd am Rande.

Nach Adolfs Tod erhielt einer seiner Söhne, Balthasar Dietloff von Wulffen (1669 bis 1726), durch Losentscheid zwischen mehreren Brüdern die Lehnsgüter Steinhöfel, Kersdorf und einen Teil von Alt Madlitz. Mit seiner Gemahlin Eva Louise von Beerfelde lebte er in Steinhöfel, stiftete den Altar für die Kirche und ließ die Patronatsloge mit ihrem Allianzwapen errichten.

Den reich geschnitzten, architektonisch gestalteten Altaraufsatz mit seinen beiden korinthischen Säulen bekrönt eine Gruppe geflügelter Put-

ten. Inmitten von Wolken stützen sie das Allianzwapen derer von Wulffen und Beerfelde. Seitlich davon erheben sich zwei Rauchvasen, eine Gloriole bildet den oberen Abschluss.

Weit beeindruckender und von größerer kunsthistorischer Bedeutung sind die vielfältigen Malereien, die den Altar sowie Prospekt und Tür der Patronatsloge zieren. In blaugrauer bzw. gelblicher Camaieu-Malerei (Ton-in-Ton-Malerei) stellen sie Szenen des Alten und des Neuen Testaments sowie die vier Evangelisten mit ihren Attributen vor Landschaftshintergrund dar. Die bislang unbekannte Werkstatt verwendete dabei möglicherweise graphische Vorlagen niederländischen Ursprungs.

Sein gegenwärtiges Erscheinungsbild erhielt der Altar um 1909. Bis zu diesem Zeitpunkt befand sich wohl der Kanzelkorb mit dem geschnitzten Puttenkopf als Pulthalter, der gemalten Abendmahlsszene am Sockel sowie weiteren Landschaftsdarstellungen über der Altarmensa. Die damalige Patronatsherrin ließ die Kanzel aus dem Altaraufsatz entfernen und dafür das von Ernst Pfannschmidt gemalte Altarbild des auferstehenden Christus einfügen. Eine schwarz-beige Farbgebung dämpfte nun das farbenfrohe Blau-Rot-Gold der barocken Altarfassung. Darüber hinaus ließ sie die rechts und links auf Sockeln stehenden Skulpturen der Liebe und des Glaubens durch anderenorts erworbene barocke, Palmzweige tragende Engel ersetzen. Die beiden Allegorien wurden am Eingang der Taufkapelle aufgestellt. Heute existiert nur noch die Caritas, die Fides ist seit 1945 ver-



Patronatsloge

Anzeige

Abglanz der Adelherrschaft



Detail der Patronatsloge, Opferung des Isaak

schollen. Bis 1961 erinnerte ein großes hölzernes Epitaph in der Steinhöfeler Kirche an den verstorbenen Balthasar Dietloff von Wulffen. Fontane beschreibt das Epitaph ausführlich in dem 1863 erschienenen Steinhöfel-Kapitel der »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Das ovale Porträtmedaillon war von einem Lorbeerkrantz gerahmt und von Kriegstrophäen umgeben. Darunter steht in goldenen Buchstaben auf schwarzem Grund, auch heute noch gut lesbar, die folgende Inschrift:

Tugend hat ihr eigen Licht. Dieses Monument nur spricht:
Der weyland Hoch=Wollgeb. Herr H. Balthasar Dietloff von Wulffen
Seiner Königl. Majestät in Preußen Hochbestalter Obrist=Lieutenant von der Infanterie,
Erbherr auff Steinhöfel und Kersdorff; ist gebohren Anno 1669 den 28. Martii. Vermählet Aö 1706 den 24. Juni mit dem Hoch=Wollgebohrenen Fräulein Eva Louyse von Beerfelde aus dem Hause Loßow. Aus welcher Höchst vergnügten Ehe entsprossen 11. Zweige, davon 5 Söhne und 3 Töchter annoch im Leben.
Sein rühmliches Ende beschloß Er Zu Loßow Anno 1726 den 25. Sept. Seines Alters 57 Jahr, 6 Monath.
Hier ruhet nur der Leib, die Seel hat Gottes Hand
O daß Er lebte noch! spricht wer ihn hat gekant.

Bereits 1949 erachtete man eine Restaurierung des Epitaphs für notwendig, die bis heute allerdings ausblieb. Über einige Jahrzehnte lagerte das von der Kirchenwand abgenommene Kunstwerk ungesichert an verschiedenen Orten. Inzwischen wurden die zahlreichen, jetzt nur noch bruchstückhaft vorhandenen Teile des Epi-

taphs gesichtet und katalogisiert, sie warten verpackt in der Taufkapelle auf ihre Restaurierung. Auch das auf Kupferblech gemalte Porträtmedaillon, das fünfzehn Jahre lang verschollen war, wurde wiedergefunden und muss wiederhergestellt werden.

Die Kirchengemeinde Steinhöfel ist mit den Kosten für die Restaurierung der in ihrer Kirche vorhandenen wertvollen barocken Kunstdenkmäler völlig überfordert. Gerade erst hat sie die aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammende Orgel reparieren lassen, die nun Benefizkonzerte in der Kirche möglich werden lässt.

Bevor jedoch mit der umfangreichen Restaurierung des Altars, der Patronatsloge und des Epitaphs des Balthasar Dietloff von Wulffen begonnen werden kann, ist eine Sanierung des Kirchengebäudes dringend erforderlich. Wie eine Begehung mit Experten vom Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. ergeben hat,



Unrestauriertes Porträtmedaillon des Balthasar Dietloff von Wulffen; Foto: Rückert

dringt an einer Ecke des Gebäudes Wasser in das Mauerwerk ein. Dieser Schaden muss beseitigt werden, bevor der Innenraum einen neuen Farbanstrich bekommen kann.

Im Jahr 2008 soll ein »Förderkreis der Freunde der Steinhöfeler Kirche« ins Leben gerufen werden. Er wird ein Sanierungskonzept für die notwendigen Maßnahmen ausarbeiten, um dann Fördermittel mobilisieren zu können.

Erste Schritte zu einer Rettung der Kunstwerke sind bereits unternom-



Hölzerne Taufe von 1671

men. Ein Holzrestaurator hat Flügel und Palmzweige der beiden barocken Engel kostenlos ergänzt sowie die beiden Rauchvasen und die Gloriole des Altaraufsatzes gefestigt und restauriert.

Der »Freundeskreis Schlösser und Gärten der Mark« in der Deutschen Gesellschaft hat zwei Postkartenmotive gestiftet, die den barocken Altar und die Patronatsloge zeigen. Die Karten, die für eine Mindest-Spende von jeweils einem Euro abgegeben werden, sind in der Kirche, im »Schlosshotel Steinhöfel« und in der Geschäftsstelle des »Freundeskreises der Schlösser und Gärten der Mark« in Berlin erhältlich.

Der Dorfkirche von Steinhöfel sind möglichst viele großmütige Spender zu wünschen, mit deren Hilfe diese Kunstwerke von überregionaler Bedeutung den nachfolgenden Generationen erhalten werden können.

Helfen Sie mit Ihrer Spende bei der Restaurierung der Kunstwerke in der Kirche von Steinhöfel:

Spendenkonto:

**Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e.V.**

Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00 (Berliner Volksbank)
Kennwort: Steinhöfel

Eva Gonda

Barocke Heraldik

Die Restaurierung des Allianzwappens in der Dorfkirche Schönfließ

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von »Alte Kirchen«, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises Alte Kirchen



Dorfkirche Schönfließ, Allianzwappen der Familien von Brösicke und von Bredow vor der Montage; Fotos B. Lankers

Wer durch die niedrige Pforte der Dorfkirche von Schönfließ geht, dem öffnet sich unversehens der Blick auf Jahrhunderte. Geschichte ringsum. Die mächtigen Feldsteinmauern des Kirchenschiffs sind rund 800 Jahre alt; der neugotische Turm wurde 1877/78 errichtet. Zwei der drei Glocken in diesem Turm tragen die Jahreszahlen 1416 beziehungsweise 1432, die dritte ist noch älter. Dass sie in beiden Weltkriegen den staatlich legitimierten Metalldieben entkamen, hat vielleicht mit dem Respekt vor diesem ehrfurchtgebietenden Alter zu tun. Das nahezu komplett erhaltene barocke Inventar – Altar, Kanzel, Patronatsloge – stammt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Behutsam frei-

gelegte Teile ehemaliger Wandmalerei aus dem 19. Jahrhundert, ein einzelner goldener Buchstabe an der Orgel-empore, ein kleines Ornament an der Brüstung der Patronatsloge lassen noch manches unter späteren Übermalungen erahnen.

In voller Farbenpracht aber präsentiert sich das Wappen hoch oben an der Loge mit seinen Putten und Akanthusschwüngen, mit seinen farbigen, teilweise vergoldeten Ornamenten, mit seinen Schilden und Kronen und mit den Wappenattributen: einer hoch erhobenen Hand und einer munteren Ziege.

Das Wappen selbst erzählt eine eigene lange Geschichte. Sie beginnt um 1680 mit einer Hochzeit. Mitglieder

der Adelsfamilien von Bredow und von Brösicke schlossen nicht nur den Bund fürs Leben, sondern vereinten auch ihre Insignien auf einem Doppelwappen. Und einen vorläufigen Abschluss fand die Geschichte dieses Allianzwappens jetzt mit der grundlegenden Restaurierung und Konservierung, die den Bestand für die kommende Zeit sichert.

Lange war das Wappen dem kaltefeuchten Raumklima ausgesetzt, ohne dass schützend Hand angelegt worden wäre. So hatte die stützende Holzkonstruktion auf der Rückseite Risse bekommen, war instabil geworden; Pilze und Schimmel hatten sich breit gemacht. Die geschnitzten Plastiken und Ornamente auf der Vorderseite hatten sich verworfen, waren stellenweise auseinander gebrochen. Teile des Schnitzwerks fehlten ganz. Bei der Ziege wurde ein einst unsachgemäß behandelter Beinbruch diagnostiziert: eine Notversorgung mittels Draht, der auch zur Sicherung anderer loser Holzteile hatte erhalten müssen. Über der Farbschicht lagen ein stark vergilbter brauner Naturharzfirnis und dazu der Schmutz von Jahrzehnten. In der Fassung gab es Fehlstellen, Teile der Farbschicht waren lose.

Eine gründliche Kur war angesagt, und so zog der Patient erstmals um: in ein Berliner Atelier, wo sich gleich zwei Restauratoren seiner annahmen.

Bernhard Lankers ist Bildhauer und arbeitet viel in der Denkmalpflege. Bei ihm waren die Arbeiten zur Stabilisierung des Holzbildträgers, die Restaurierung der beschädigten Plastiken und Ornamente und die Ergänzung fehlenden Schnitzwerkes in guten Händen. So musste zunächst ein zusätzliches Stützgerüst aus Kiefernholzleisten angefertigt und der ungleichmäßig verzogenen Rückseite des Wappens angepasst werden. Dann ging es an die vielen Details – mit unendlicher Geduld, mit handwerkli-



Einzelteile während der Restaurierung

chem Geschick, vor allem aber mit dem nötigen Sachverstand und dem Wissen um Denkmalgerechtigkeit. Bei Ergänzungen ist das richtige Material zu wählen: die Grundplatte besteht aus Nadelholz, die vollplastischen Schnitzereien und plastischen Ornamente aus Lindenholz.

Es brauchte mehrere Wochen, bis alles wieder in Ordnung gebracht war: Risse und Ausbrüche auf der Rückseite wurden verleimt und stabilisiert, ebenso lose oder auseinander gebrochene Akanthusschwünge. Das Ziegenbein ist nun seine provisorische Drahtbandage los und zeigt nach Verleimung und behutsamer Überarbeitung der Ansätze nicht einmal mehr Narben. Mehrere Akanthusblätter sind ergänzt und sogar die abgebrochenen feingliedrigen Blattenden des Schilfwedels erneuert worden. Und schließlich bekam auch der lädierte Putto, dem der linke Flügel abhanden gekommen war, vollwertigen Ersatz: in Lindenholz geschnitzt, wurde der fehlende Flügel rekonstruiert.

Dagmar von Bernstorff ist Expertin für die Restaurierung von Gemälden und gefassten Holzobjekten, also geradezu prädestiniert für die Rettungsaktion Schönflößer Allianzwappen. Die begann lange bevor die Restauratorin ihre Lösungsmittel und Spezialfarben mixen oder gar zum Pinsel greifen konnte. Vor Jahren hatten vorrestauratorische Untersuchungen mit finanzieller Unterstützung durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz stattgefunden. Unter anderem wurden bis zu drei unterschiedliche Farbfassungen am Inventar festgestellt.

Neben der gründlichen Analyse ist fundiertes Wissen in der Kunstge-

schichte und die Kenntnis angemessener Materialien Voraussetzung für die Arbeit der Restauratorin. Stör-Leim war mit destilliertem Wasser zu versetzen,

um lose Farbteile zu festigen; destilliertes Wasser wurde auch beim Entfernen der Oberflächenverschmutzung benutzt; eine Spezialmischung machte

Der berührungslose Glockenantrieb Die sanfte Alternative



Referenzobjekte:

Dresden:

- Frauenkirche und Hofkirche
- Dom zu Zwickau
- Dom zu Halberstadt
- Küstrinchen
- Reckhahn
- Kirchmöser (kath. Kirche)
- Caputh
- Gräbendorf
- Vierraden
- Treuenbrietzen/
Krankenhaus

Dom zu Zwickau, Glocke 1,
5510 kg, 2020 mm Durchmesser,
Ton nominal a°

Glockentechnik & Turmuhren

Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt

Randolfstraße 14 · 12524 Berlin · Tel. (0 30) 6 73 12 23 · Fax (0 30) 6 73 51 11
www.schmidt-glockentechnik.de · info@schmidt-glockentechnik.de



Die Restauratorin Dagmar von Bernstorff |

Pilzen und Bakterien den Garaus. Schließlich konnte die Expertin daran gehen, die vom Bildhauer ergänzten Teile neu zu fassen, die ausgespanten

Holzrisse zu kitten und zu retuschieren. Dem Original entsprechend wurde mit Kreidegrund, Gouache-Farbe und Lasuren mit ausgemagerter Ölfarbe ge-

arbeitet. Eine detaillierte Dokumentation garantiert nachfolgenden Generationen Einsicht in die Maßnahmen der heutigen Zeit.

Dass das farbenfrohe Wappen nun wieder hoch unter der Barockdecke prangt, ist dem ehrenamtlichen Engagement vieler zu danken. Die evangelische Kirchengemeinde und der Freundeskreis Dorfkirche Schönfließ ermöglichten mit ideenreichen Aktionen die Finanzierung – rund 7.000 Euro kostete die Restaurierung; öffentliche Fördermittel standen nicht zur Verfügung. Die Kirchengemeinde organisierte Benefizkonzerte, der Freundeskreis lud zu Kaffee und Selbstgebackenem ein, sammelte Spenden. Die alljährlichen Schönfließer Sommermusiken haben längst einen guten Ruf weit über die Region hinaus.

Die Liebhaber der alten Dorfkirche aber werden ganz sicher auch in Zukunft gefordert sein. Denn vieles ist noch zu tun. Vor Jahren waren der Dachstuhl saniert, das Dach neu gedeckt, die Barockdecke restauriert worden. Aber von unten zieht neue Feuchtigkeit auf; am Turm bröckelt Mauerwerk; die wertvollen Glocken sind gesprungen und warten auf ihre Reparatur.

Viel Behutsamkeit möchte man auch allen ans Herz legen, die sich in Zukunft den weiteren Restaurierungen im Innenraum widmen werden.

Nicht alle Details aus der Geschichte dieser alten Kirche kann und will man wieder sichtbar machen, aber sie sollten bewahrt werden: Wo es angebracht ist, unter einer konservierenden Schutzschicht, vor allem aber in Dokumentationen. Damit auch künftige Generationen, wenn sie durch die Kirchenpforte treten, die Jahrhunderte währende Geschichte erfahren können.





BAUDENKMALPFLEGE
 Dorfstraße 24a • 14913 Bochow
☎ 03372 - 40 43 97
Funk 0171- 771 24 05
www.oehnaland.de



Anzeige

Bettina Ellert

Bedenkt, wann Zeit und Stunde kommen ...

Orte von Trauer, Erinnerung und Hoffnung in Groß Jehser

Bettina Ellert, Germanistin, ist freie Autorin und arbeitete u.a. für verschiedene Berliner Architekturbüros.

Es gibt viele Abschiede: große, kleine, traurige, glückliche, aber nur einen wirklichen. Was auch immer man vom Tod denkt, in ihm sieht, er bleibt das Undurchdringbare, das Rätsel unseres Lebens. Nimmt er oder gibt er unserem Leben Sinn? Ist er Freund oder Feind, ein Bruder, der uns zum Vater nach Hause geleitet, wie Franz von Assisi meint, oder geht er uns nichts an, »denn so lange wir sind, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr.« (Epikur) Ist er Tor zum ewigen Leben oder das Schlimmste, was uns passieren kann?

Die Dorfkirche und die drei in Groß Jehser vorhandenen Friedhöfe gaben den Anstoß zu diesen Fragen. Die Kirche wird 2008 saniert. Das Architekturbüro tre-case (Goßmar/Berlin) wurde mit den vorbereitenden Arbeiten beauftragt. Im Rahmen dieser Arbeiten machte ich Bekanntschaft mit der außergewöhnlichen Kirche in dem kleinen Ort, nahe der A 13, im Landkreis Oberspreewald-Lausitz gelegen, der seit der Gebietsreform 2003 Ortsteil der

Stadt Calau ist. Groß Jehser ist ein Dorf mit ca. 200 Einwohnern. Gezeichnet vom Braunkohlentagebau zu DDR-Zeiten und vom sukzessiven Einwohnerschwund in den letzten 17 Jahren, besitzt es mit seiner Kirche ein ganz besonderes Kleinod. Ihre ungewöhnlich reiche Ausstattung mit Epitaphen und Grabmalen macht sie zu einem Geheimtipp unweit des Spreewaldes. Der ehemalige Leiter des Spreewaldmuseums, Herr Krüger, bezeichnete die Kirche in Groß Jehser als die schönste Dorfkirche des Kreises Calau.

Als das älteste Gebäude der Gemeinde ist die einstige mittelalterliche Feldsteinkirche Groß Jehser heute, nach mehreren Umbauphasen, eine Saalkirche mit polygonalem Chorabschluss, einem querrrechteckigen Turm und einem Anbau im Süden. Die Innenausstattung ist in bürgerlichem Barock gehalten. Unter dem Fußboden des Kirchenschiffes befinden sich mehrere Gräfte, deren familiäre Zuordnung heute jedoch nicht mehr möglich ist. Im Jahr 1977 konnten Kirchturm und Kirhdach unter den schwierigen Bedingungen der DDR-Wirtschaft saniert werden. Im selben Jahr wurde die Kirche zum Denkmal erklärt.

Mitten im Leben sind wir vom Tod umfängen

Wie so vielerorts, ist auch in Groß Jehser die Geschichte des Dorfes und der Kirche eng mit der Geschichte der einstmals ansässigen Herrschaftsfamilien verflochten. Für Groß Jehser waren das vor allem die von Minkwitz und von Patows sowie die Familie Vitè. Ersterer gehört ab 1541 zunächst ein Teil des Lehens Groß Jehser. Nach einigen Umwegen gelangten um 1600 Gut und Dorf mit Kirchlehen vollständig in den Besitz von Wilhelm Friedrich von Minkwitz. In der Zeit um 1700 treten die von Patows in Erscheinung. Über mehrere Etappen des Besitzerwechsels hinweg erwirbt Erasmus Gottfried Bernhard Freiherr von Patow das



Dorfkirche in Groß Jehser |

Gut und wird 1833 als Patron von Groß Jehser, Mallenchen und Erpitz geführt. Um 1900 erwirbt die Hugenotten-Familie Vitè den Gutsbesitz.

Dem Wirken der Patronatsfamilien, von dem die zahlreichen und so unterschiedlichen Epitaph Zeugnis ablegen, ist das heutige Aussehen der Kirche Groß Jehser zu großen Teilen zu verdanken.

Das Betreten einer Kirche hat für mich stets etwas Besänftigendes. Es scheint, als übertrügen sich Weihe und Erhabenheit des Ortes auf das quirlige Gemüt des Stadtmenschen. Die Dorfkirche Groß Jehser umfängt seinen Besucher aufgrund ihrer besonderen Ausstattung mit ganz besonderer Ruhe und Andacht. Die ungewöhnlich zahlreichen Zeugnisse vergangenen Lebens sind aber mehr als bloße Schmuckelemente. Sie laden den Betrachter auch in eine vergangene Zeit ein, erinnern an christliche Trauer- und Gedenkriten und kon-



Kindergrabstein für Wilhelm Friedrich von Minkwitz, 1619; Foto: H. Ludwig



*Totenkronenbrett für Johanna Charlotte Sophie von Minkwitz, 1751;
Foto: H. Ludwig*

frontieren ihn mit den großen Sinnfragen unseres Lebens. So wird der Spaziergang vorbei an den Epitaphen und Gedenktafeln zu einer Zeitreise und Selbstreflexion.

Da ist die Familie von Minkwitz, der an der Nordwand im Innern der Kirche drei Sandstein-Grabplatten gewidmet sind. Hinter dem Pfarrstuhl erinnert das prächtigste an Wilhelm Friedrich von Minkwitz, der 1618 im Alter von 29 Jahren gestorben ist. Für seine Frau Catharina von Stutterheim ist ein weiteres Denkmal unterhalb der Or-

gelempore aufgestellt. Es zeigt die »weise Frau«, wie sie im Volksmund genannt wurde, im Witwengewand und mit Witwenhaube. Dieses Motiv mag wohl die ihr nachgesagte große Frömmigkeit verbildlichen.

Das dritte Epitaph, rechts neben dem Pfarrstuhl, gilt ihrem Sohn Friedrich von Minkwitz, der nur ein dreiviertel Jahr alt geworden ist (gest. 1619). Zu sehen ist ein Knabe mit zum Gebet gefalteten Händen. Seinen Kopf schmückt ein Kranz aus Blüten und Blättern. Umrant von vier symmetrisch angeordneten Blüten-Ornamenten und eingerahmt von den Lebensdaten berührt dieser Grabstein durch die Einfachheit seiner bildlichen Gestaltung.

Ein hölzernes Totenkronenbrett erinnert an die 15 Jahre alt gewordene Johanna Charlotte Sophie von Minkwitz (gest. 1751). Das hölzerne Gedächtnismal ist eine filigrane Arbeit in ovaler Form mit drei kleinen Konsolen, die einst drei Kronen trugen, mit einer Inschriftentafel und einer Krone am oberen Scheitelpunkt.

Die beiden zuletzt genannten Denkmale, Kindergrabstein und Totenkronenbrett, sind nicht nur aus ästhetischer und handwerklicher Sicht, sondern ebenso aus kulturhistorischer Perspektive wertvoll. Sie stellen seltene Zeugnisse des ab dem 17. Jh. auch in der Niederlausitz praktizierten Totenkronenbrauches dar, den Sylvia Müller in ihrem Buch »Denkmäler der Liebe« vorstellt. Diesem Brauch zufolge wurden den unvermählt Gestorbenen Kro-



Wandepitaph für Johann und Sophie Dorothea von Patow, 1737

nen oder Kränze in unterschiedlicher Form, ob als Grabbeigaben oder Gedächtnismale, mitgegeben, um deren Verheiratung im Tode nachzuvollziehen und ihre christliche Himmelshochzeit zu symbolisieren.

Neben den von Minkwitz ist da die Familie von Patow. Eine ob seiner reichhaltigen Ausgestaltung besondere Kostbarkeit ist das marmorne Wandepitaph des Johann Patow (gest. 1705) und seiner Frau Sophie Dorothea Reyer (gest. 1737). Wir sehen neben der Vientafel Tugendallegorien, Medaillons der 11 Kinder und Enkel, Wappen und

Unser Gütesiegel „ServiceQualität Brandenburg“ Stufe II tragen bisher nur zwei Hotels in Brandenburg.



**HOTEL
HAUS CHORIN**
Restaurant Immenstube
Neue Klosterallee 10 • 16230 Chorin



Für Leckermäuler - Verwöhntage in Chorin

2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbüfett • 1x Candlelight-Dinner im Hotelrestaurant • 1x Honig-Schlemmer-Menü in der „Immenstube“ • Besuch der „Alten Klosterschänke“ Kaffeegedeck im Scheunenrestaurant (außer Jan/Feb - dafür Klostereintritt inkl.) • Benutzung der hauseigenen Sauna
Transfer vom/zum Bahnhof Chorin • Jan/Feb ab 76,- Euro p. P. • Mär - Dez ab 94,- Euro p. P.

Minigolfanlage / Bowlingbahnen / Holzspielplatz / erstes Honigspezialitätenrestaurant Deutschlands / Scheunenrestaurant „Alte Klosterschänke“ / GeSCHÄNKE-Laden Chorin / Tel.: 033366-500 • www.chorin.de • hotel@chorin.de

Geschichte erleben: Erkunden Sie das Kloster Chorin und die offenen Kirchen in der Schorfheide.

Anzeige

Urne. Eine Tafel unterhalb des Epitaphs gemaht an ein gottesfürchtiges Leben, denn »bedenkt ihr Sterblichen, wann Zeit und Stunde kommen das ohne Licht und Recht wird niemand aufgenommen«.

Besonders ergreifend ist die Relief-Grabsteinplatte aus Sandstein für ein Zwillingspärchen der Familie von Patow (gest. 1699), eingelassen in den Fußboden vor den Chorstufen. Sie zeigt die beiden Kinder: einander zugewandt, mit ihren Füßen auf dem Tod, symbolisiert durch einen Schädel, stehend. Eine gemeinsame Krone besiegelt den Triumph des Lebens über den Tod hinaus.

Es sind anrührende Denkmäler in Groß Jehser. Dem Betrachter wird bewusst, dass einst Leben und Tod gleichermaßen ihren Platz im Alltag hatten. Christliche Liturgie gab dem Bestatten und dem Gedenken feste Formen und Orte, die über Jahrhunderte hinweg auch hier gepflegt und dabei individuell ausgestaltet wurden. Die Epitaphe erzählen sowohl vom Einzelschicksal als auch von einer Kir-

chengemeinschaft, innerhalb derer der Abschied öffentlich gefeiert und so, eingebettet in die christlichen Rituale, erleichtert wurde. Und diese Erzählungen erreichen uns auch heute noch. Kirche wird auf diese Weise als Ort des Dialogs über die Zeiten hinweg erfahrbar.

»Was hat man denn dafür zu bieten?« (Theodor Fontane)

Die drei Friedhöfe, ein Gemeindefriedhof und zwei Herrschaftsfriedhöfe (von Patow/Vitè), liegen nordöstlich des Dorfes in einem Waldgebiet und schmiegen sich eng aneinander. Gesonderte Herrschaftsfriedhöfe sind im Brandenburgischen nicht unbedingt typisch. Dass es davon hier gleich zwei gibt, ist bemerkenswert. So nahe die drei Friedhöfe beieinander liegen, so unterschiedlich sind sie in ihrer Anlage und in ihrem Charakter.

Das Patowsche Erbbegräbnis wurde 1842/43 von Erasmus Bernhard Freiherr von Patow angelegt. Alle Familienmitglieder sollten hier ihre letzte Ruhestätte finden. Aber auch Verstor-



Begräbnisstätte der Familie von Patow; Foto: B. Ellert

bene der anderen ortsansässigen Adelsfamilien wurden auf dem Friedhof bestattet. Die Gestaltung der Grabsteine erinnert an aufgeklappte Bücher und verweist damit auf das Bild vom Buch des Lebens, in das nach christlicher Überzeugung der Name geschrieben und am Ende der Tage aufgerufen wird. Eine überlebensgroße Jesusstatue spendet Heil und Segen. Noch heute wird der Friedhof durch die Familie von Patow auf eine zurückhaltende, aber sorgfältige Art gepflegt.

Die andere Familienbegräbnisstätte, die der Familie Vitè, ist jünger. Eingerichtet um die Wende zum 20. Jahrhundert, vermittelt sie gegenüber den beiden anderen Friedhöfen einen sehr nüchternen Eindruck. Die als ein Rondell angelegte Stätte ist von einer Feldsteinmauer eingefriedet. In diese sind Gedenktafeln eingelassen. Dabei sind nicht alle für die Tafeln vorgesehenen Plätze ausgefüllt. Die leeren Nischen verleihen dem Ort etwas Morbides, Fragmentarisches. Die darüber hinaus fehlenden Schmuckelemente wie Blumengestecke oder Anpflanzungen lassen vermuten, dass der spartanische Eindruck gewollt ist. Auch dieser Platz wird von den Nachkommen der Familie gepflegt. Bis 1828 wurden die Verstorbenen der Gemeinden Groß Jehser, Erpitz, Mallenchen und Craupe auf dem Kirchhof in Groß Jehser zu Grabe getragen. Aus Platznot richteten die Dörfer eigene Friedhöfe ein, so auch Groß Jehser.

Der Gemeindefriedhof ist großzügig angelegt. Alte Bäume und eine kleine Kapelle spenden dem Abschied ein Dach. Sorgfältig arrangierte An-



Grabstein für zwei Kinder der Familie von Patow, 1699

Dorfkirchen 2008 Sommer in Brandenburg



Unter dem Motto »Provinz und Metropole – Metropole und Provinz« begegnen sich beim **Dorfkirchensommer in Brandenburg 2008** Berlin und sein Umland einen ganzen Sommer lang in zahlreichen Konzerten, Gottesdiensten, Ausstellungen und Festen. Eine kleine Vorschau:

Sonntag, 4. Mai 2008, 14.30 Uhr

Dorfkirche Kahren bei Cottbus
Festliches Konzert für Bläser und Chor.
Anschließend Kaffeetafel und Bücher vor der Kirche.

Sonntag, 1. Juni 2008, 15 Uhr

Dorfkirche Großbeuthen bei Ludwigsfelde
Lesung und Gespräch mit Richard von Weizsäcker. Kaffeetafel und Büchertisch auf dem Dorfanger. Eine Benefizveranstaltung zugunsten der Turmuhr.

Samstag, 7. Juni

Busreise in die Uckermark – nach Alt-Placht, Annenwalde, Hetzdorf und Lübbenow. Aufenthalt mit Kaffeetafel auf dem »Gutshof der Romantik« in Bülowssiege. Busfahrt ab Berlin mit Besichtigung und Mittagessen; Anmeldung bei Antje Leschonski, Goerzallee 9, 12207 Berlin.

Freitag, 4. Juli 19 Uhr

Dorfkirche Marquardt bei Potsdam
Fontanelesung mit Dorothea Moritz.
Musikalisches Rahmenprogramm.

Ab April liegt das Programmheft in Kirchen und im Konsistorium der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz aus. Sie finden dann das gesamte Programm auch im Internet.

Ev. Zentrum, Info-Telefon
Dorfkirchensommer in Brandenburg
Georgenkirchstr. 69/70
10249 Berlin
Telefon: 030 24 344 121
E-Mail: dks@ekbo.de
www.dorfkirchensommer.ekbo.de



Begräbnisstätte der Familie von Patow; Foto: B. Ellert

pflanzungen, künstlerisch geharkte Flächen um die Gräber sprechen, eingedenk der Worte von Gemeindepfarrer Hoppe: »Wer die Toten nicht ehrt, ehrt auch die Lebenden nicht« für einen respektvollen und liebevollen Umgang mit den Verstorbenen.

Die Toten tragen in Groß Jehser Namen. Namen sind in der christlichen Liturgie sehr wichtig. Sie werden im Gebet immer wieder genannt, um sie vor Gott und voreinander gegenwärtig zu halten. Christliche Symbole auf den Grabsteinen wie das der Ähre machen diesen Friedhof zum Ort der Verheißung und der Hoffnung. Hier sind die tradierten christlichen Traueritten noch überall greifbar. Insbesondere vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Diskussionen um neue Formen und Orte des Bestattens, wie z. B. Friedwälder oder anonyme Begräbnisstätten, ist dies nicht nur ein Glaubensbekenntnis, sondern auch ein Angebot für die Suche nach Heimat und Identifikation.

Dennoch, so Pfarrer Hoppe, existiert gegenüber christlicher Tradition und christlichem Glauben eine gewisse Vorsicht seitens der Einwohner. In die Kirche gehen nur noch wenige. Die Gründe dafür sind schwer zu benennen. Zu viele Verluste mussten die Einwohner vor und nach der Wende erfahren: Landverlust infolge des Abbaus der Braunkohle, wirtschaftlicher Verlust und damit einhergehender Verlust an Selbstbewusstsein infolge Rückgangs der landwirtschaftlichen Produktion, scheinbarer Verlust an äußerer Ordnung infolge der Auflösung der alten Hierarchien.

In der Pflege ihrer Gräber finden sie möglicherweise das Verlorenegegangene: Orientierung, Halt und Gemeinschaft. Auf diese Weise erfüllt der Groß Jeh-

sersche Dorffriedhof, trotz aller Vorbehalte der Einwohner der Kirche gegenüber, urchristliche Funktionen: eine Stätte des Gesprächs und des Trostes zu sein.

Die Kirche in Groß Jehser wurde als die schönste Dorfkirche des Kreises Calau bezeichnet. Aber sie ist mit ihren Friedhöfen weit mehr als das. Ihre wertvolle Ausstattung und die Anlage der Friedhöfe stehen für eine Kontinuität, die in unserer schnelllebigsten Zeit schwer zu finden ist.

Angeht die massenhafte Entfernung der Totenkronen aus den Kirchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fragte Theodor Fontane »Was hat man denn dafür zu bieten?« Was hat man, so ließe sich paraphrasieren, für die tradierten christlichen Formen des Gedenkens zu bieten, wenn Namen, Bilder und feste Orte der Trauer aus unserem Bewusstsein verschwinden?



Totenkronenkasten, Mitte des 19. Jahrhunderts; Foto: H. Ludwig

Anzeige

Bedenkt, wann Zeit und Stunde kommen ...

Ilona Berkei, Manfred Torge

Aus der Abstellkammer ins Labor

Wissenschaftler unterstützen die Restaurierung von Glasfenstern

Manfred Torge ist Mitarbeiter der Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung in Berlin. Ilona Berkei betreibt ein Atelier für Restaurierung und Glasmalerei in Zeuthen bei Berlin.

Mehr als vierzig Jahre standen zwei große Holzkisten in der hintersten Ecke einer Garage auf dem Grundstück des Gemeindehauses der Kirchengemeinde Lindow (Landkreis Ostprignitz-Ruppin). Als im Jahre 2002 Holger Baum, der erst einige Monate zuvor die Pfarrstelle in dem kleinen Landstädtchen angetreten hatte, die Kisten öffnete, war das Erstaunen groß: Zum Vorschein kamen, in Einzelteile zerlegt und mit Stroh notdürftig gesichert, zwei farbige Kirchenfenster aus dem Jahr 1898. In handwerklich hervorragender Ausführung sind Kreuzigung und Auferstehung Christi dargestellt. Diese Glasmalereien des 19. Jahrhunderts sind einmalige Kunstwerke und wertvolle Zeugnisse einer vergangenen Zeit.

Bei einer Restaurierung der Kirche um 1960 war die damalige Denkmalschutzbehörde der Meinung, die historischen Darstellungen würden den Raumeindruck der Barockkirche stören. Von Amts wegen wurde der Ausbau angeordnet. In den letzten Jahren hat sich der Denkmalsbegriff merklich gewandelt: Der über die Zeiten gewachsene Zustand soll bewahrt und vermeintlich »stilreine« Rückbauten verhindert werden.

Relativ schnell stand für die Kirchengemeinde fest, dass die Fenster wieder ihren alten Platz im Altarraum bekommen sollten. Der Zustand der Kunstwerke stellte sich jedoch nach Jahrzehnten unsachgemäßer Lagerung als äußerst bedenklich dar. Aber auch Umwelteinwirkungen, wie Winddruck und saurer Regen hatten zuvor schon zu starken Schäden an Gläsern, Bemalungen und Bleien geführt. Bereits bei der ersten Begutachtung durch die Restauratorin Ilona Berkei wurde das Ausmaß der extremen Schäden sichtbar. Beläge unterschiedlicher Art auf der Innenseite der Glasmalereien verringerten die Transparenz und Lesbarkeit deutlich. Einige Glassegmente

zeigten einen Totalverlust der Konturmalerei. Komplexe Belastungen hatten den Zustand und die Beschaffenheit des Bleinetzes verändert, so dass Brüche und Deformierungen sichtbar wurden. Eine aufwändige Restaurierung war notwendig. Die finanziellen Mittel dafür wurden durch die Kulturstiftung der Länder und die Deutsche Bundesstiftung Umwelt zur Verfügung gestellt. Erst dadurch war eine Wiederherstellung der Glasmalereifenster auf der Grundlage einer sorgfältigen Schadensanalyse möglich. Mit Hilfe moderner naturwissenschaftlicher Untersuchungsmethoden, die in der Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung (BAM) in Berlin erfolgten, wurde die chemische Zusammensetzung von Gläsern und Malschichten analysiert, um abzuschätzen, wie empfindlich sie auf Umwelteinwirkungen reagieren und mit welchen Methoden sie gereinigt werden können, ohne die wertvolle Originalsubstanz weiter zu beschädigen. Die Oberflächenbeläge, auch als Wetterstein bezeichnet, bestehen aus einem Gemisch von Kitt und Gipsverkrustungen, die sehr fest mit den Glasflächen verbunden sind.

Unterschiedliche Reinigungsvarianten wurden zunächst im Labor in zahl-



Kirche Lindow, Auferstehungsfenster, Detail; Fotos P. Geisler

reichen Versuchsreihen getestet, um ein Konzept für eine fachgerechte Restaurierung zu entwickeln. Alle Arbeitsschritte, die die Restaurierung betrafen, erfolgten in enger Zusammenarbeit mit dem brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege, der Restauratorin Ilona Berkei aus Zeuthen, und der BAM in Berlin.

Für die Entfernung der Oberflächenbeläge erwies sich eine Kombination aus Trocken- und Feuchtreinigung als am Besten geeignet. Zunächst entfernte Frau Berkei die locker aufliegenden Verschmutzungen mit einem weichen Pinsel. Fest anhaftende Korrosionskrusten wurden analog der Vorgehensweise an den Reinigungsproben



Fundsituation

im Labor mit unterschiedlichen Lösungsmittelkompressen zum Teil über einen längeren Zeitraum angelöst und dann mit Pinsel und Skalpell abge-

nommen. Lockere Malschichten mussten vor dem endgültigen Verlust bewahrt und gefestigt werden. Die Klebung sämtlicher Glassprünge er-

folgte mit 2-Komponenten-Epoxidharz, je nach Befund auch eingefärbt.

Für Glasgemälde des 19. Jahrhunderts gehört es zur Restaurierungspraxis, dass Totalverluste und Fehlstellen der originalen Glassubstanz durch den Restaurator mit in Färbung und Zeichnung angepassten Glassegmenten geschlossen werden. Die dazu benötigten Glassorten wie Echtantikglas oder Kathedralglas werden nach historischem Vorbild hergestellt und sind im Glashandel erhältlich. Ergänzungen in der Bemalung wurden originalgetreu in figürlicher und ornamentaler Malerei wiederhergestellt. Die Palette der heute kommerziell zugänglichen Glasmalfarben reicht jedoch nicht immer aus, um die Rekonstruktion den originalen Farbwerten anzupassen. In solchen Fällen können Glasmalfarben auf der Grundlage alter Rezeptbücher und moderner Analysenmethoden im Labor der BAM reproduziert werden.

Im Kirchenfenster ist ein Glasmalereibild verschiedenen Belastungen ausgesetzt. Schäden an den Bleien können durch mechanische, chemische und thermische Beanspruchungen auftreten. Eigengewicht und Windlasten üben Druck, Zug und Biegebelastungen aus, die zunächst zu Deformierungen und später zu Bleibrüchen führen können. So war das gesamte Bleinetz vollständig instabil und für das Gewicht der Gläser und die Fensterbreite von 1,60 m nicht mehr verwendbar. Eine Wiederherstellung der Stabilität war nur durch eine Neuverbleiung zu erreichen.

Nach Abschluss der Restaurierung wurden die Glasmalereifenster hinter einer Außenschutzverglasung in die Kirche eingebaut, um sie so vor schädlichen Einwirkungen zu schützen und die wiederhergestellten Kunstwerke für lange Zeit zu erhalten.

Ein weiterer Schwerpunkt des Vorhabens waren naturwissenschaftliche Untersuchungen an Verpackungsmaterialien, die für die Lagerung und den Transport von Kunstgegenständen aus Glas eingesetzt werden. Mit Hilfe einer Umfrage unter Restaurierungswerkstätten und Glasmuseen wurden die in der heutigen Praxis üblichen Materialien erfasst. So ist in den Restaurierungswerkstätten die Verwendung von Holzspanplatten, Holzkisten oder Regalen relativ verbreitet, während in den befragten Museen stärker darauf geachtet wird dass säurefreie Verpackungsmaterialien wie Papier oder Pappkartons eingesetzt werden. Je nach Zusammensetzung und Art der

DIE MARK BRANDENBURG

ZEITSCHRIFT FÜR DIE MARK
UND DAS LAND BRANDENBURG

Erscheinen zum 10. am Quartalsende á 4,00 Euro
Jahresabo. 2008 inkl. Versand 17,50 Euro (Inland)

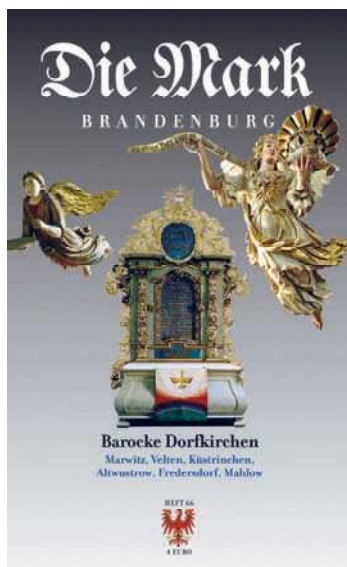
Heft 66: Barocke Dorfkirchen
Heft 67: Weltreisende

Ausgaben im Jahr 2008

Heft 68: Der „Alte Fritz“ und die Museen
Heft 69: Märkischer Landbau
Heft 70: Fürstensitze
Heft 71: Edler Sport
(Änderungen sind möglich)

Lucie Großer Edition im Marika Großer Verlag

D-12587 Berlin, Tel. (030) 6452801
E-Mail groszer.verlag@arcor.de
www.die-mark-brandenburg.de



DIE KLASSISCHE DEUTSCHE ORGEL



SCHUKE

Orgelbau seit 1820

Alexander Schuke Potsdam Orgelbau GmbH
Otto-Lilienthal-Str. 33 · 14542 Werder/Havel
Tel. 03327 / 5711-0 · Fax 03327 / 5711-29 · www.schuke.de

Anzeige



Schadenszustand

Herstellung können Verpackungsmaterialien während ihres Gebrauchs auch Kunstgegenstände aus Glas schädigen, wenn sie z.B. organische Säuren abgeben. Diese so genannten flüchtigen organischen Bestandteile können mit aufwendigen naturwissen-

schaftlichen Untersuchungsmethoden nachgewiesen werden. Die Proben für die Untersuchungen wurden von Restaurierungswerkstätten und Glasmuseen zur Verfügung gestellt.

Es handelt sich um Materialien, die von den Restauratoren bereits verwendet worden sind und mitunter auch schon längere Zeit im Einsatz waren. Von einigen dieser Materialproben wie z. B. Tischlerplatten aus Kiefernholz, Holzspanplatten und Schaumstoff werden während ihres Gebrauchs organische

Säuren (u. a. Essigsäure, Hexansäure oder Propansäure) abgegeben. Die Wirkung der analysierten organischen Säuren auf Glasoberflächen wurde in weiteren Versuchen an Modellgläsern, Proben mit unterschiedlichen Malfarbschichten und Bleiprobe, die unter zeitraffen-

den Bedingungen im Klimaschrank gelagert wurden, untersucht. Die Essigsäure- und Hexansäureemissionen aus Holzspanplatten bzw. Tischlerplatten aus Kiefernholz verursachen an Gläsern mit mittelalterlicher Zusammensetzung und Bleiprobe sehr starke Schädigungen. Für Glasgemälde besteht somit eine Gefährdung, dass Schäden an den unterschiedlichen Materialien (Glas, Malfarbe und Blei) verursacht werden, wenn Emissionen von organischen Säuren aus ungeeigneten Verpackungsmaterialien in ausreichend hoher Konzentration und über einen längeren Zeitraum auf die Materialien einwirken können. Daher sollten bei der Verpackung, dem Transport und der Lagerung von Kunstgegenständen aus Glas nur solche Materialien verwendet werden, die keine organischen Säuren abgeben. Die Untersuchungsergebnisse sind für Restauratoren, Denkmalpfleger und auch Eigentümer solcher Kunstgegenstände sehr wertvoll und wurden in der Fachzeitschrift *Restauro* Heft 7, 2007 veröffentlicht.

Seit dem Herbst 2005 sind die Fenster wieder an ihren angestammten Platz im Chor der Lindower Kirche zurückgekehrt und können dort von Besuchern bewundert werden.



Kirche Lindow, Glasfenster mit Kreuzigung Christi



Kirche Lindow, Glasfenster mit Auferstehung Christi

Jan Feustel

Schicksale zweier Niederbarnimer Kanzelaltäre

Ein Beitrag zur brandenburgische Denkmalpflege in wilhelminischer Zeit



Dorfkirche Neuenhagen, ca. 1960; Foto: Gemeindearchiv

Dr. Jan Feustel ist Autor mehrerer Bücher zur Geschichte und Kultur Berlins und der Mark Brandenburg.

Dezernent für das Kirchen-, Pfarr- und Schulwesen bei der Potsdamer Regierung, den einstimmigen Beschluss der Neuenhagener Gemeindeorgane über Abriss und Neubau der Kirche vom 19.12.1895 genehmigen soll, hat er doch gerade deshalb Bedenken, »da die Kirche in Bergaus Inventar der Kunstdenkmäler als Granitquaderbau ... erwähnt ist«. Ergo muss erst einmal Landeskonservator Bluth den Bau besichtigen – nicht ohne Folgen. Denn nun wird auf einer großen Versammlung am 19. März 1896 mit Tiedemann, Landeskonservator Bluth, Baurat Leithold, Gemeindekirchenrat, politischer Gemeindevertretung und Gutsvorstand ein Erweiterungsbau unter weitgehendem Erhalt der alten Kirche einstimmig beschlossen: An eine Längsseite der Kirche wird asymmetrisch ein neues Seitenschiff mit einer Empore angebaut werden, das insgesamt 100 neue Sitzplätze enthält. Der östliche Teil der Kirche bleibt als Altarraum erhalten, die alten gotischen Fenster der Ostwand werden wieder geöffnet. Die restlichen Kirchenfenster werden erhöht und mit »stylgerechten Bögen« (d.h. Rundbögen) geschlossen. Der problemlose »Gesinnungswandel« der Neuenhagener ist wohl nicht zuletzt dadurch bedingt, dass dieser Anbau mit 28.000 Mark erheblich billiger ist als der auf 34.000 Mark veranschlagte, ursprüngliche Neubau. Da die Kirchenkasse wohlgefüllt ist, die Neuenhagener Gemeinde wie auch der (katholische) Gutsbesitzer Dotti zahlungswillig sind und der Fiskus das »Rundholzgeld« zahlt, geht es mit dem Bau verhältnismäßig rasch voran: Am 27. November 1898 wird die nach Süden erweiterte Kirche durch Generalsuperintendenten Faber eingeweiht.

Allerdings hat sich Pfarrer Siegel in einem Schreiben vom 2. 11. 1898 gegenüber dem Konsistorium für die Neugestaltung des Gotteshauses zu

Zweimal innerhalb von sechs Jahren stand der Kreisbauinspektor Leithold des Kreises Niederbarnim vor derselben Aufgabe: In den Gemeinden Neuenhagen und Petershagen, nur eine Station der Königlichen Ostbahn voneinander entfernt, hatte er jeweils über Abriss oder Umbau der Dorfkirchen zu entscheiden. In Neuenhagen war die alte Feldsteinkirche 1895 für die wachsende Gemeinde zu klein geworden, 1901 hatte er den Bauzustand der maroden Fachwerkkirche in Petershagen zu begutachten. Beide Male sprach er sich für Abriss und Neubau aus, wobei er durchaus im Einklang mit den jeweiligen Gemeinden war – im Zeitalter des wilhelminischen »Kirchenbaubooms« träumten Pfarrer und Gemeindekirchenrat von einem präsentablen neuen Gotteshaus mit schöner zeitgemäßer, also historistischer Ausstattung. Aber bevor solcherart Träume reiften, musste erst einmal der Provinzialkonservator sein denkmalpflegerisches Gutachten ab-

geben. Während in Neuenhagen die entsprechenden Auflagen keinen irgend bemerkenswerten Zwist auslösten und sozusagen alle Seiten mit der 1898 eingeweihten Kirche zufrieden waren, gab es in Petershagen einen langen verbissenen Streit zwischen Provinzialkonservator und Gemeinde, bis der Bau 1911 endlich fertig gestellt und die Denkmalpflege siegreich war. Das aber hing beide Male gleichsam vom Schicksal des gleichen Ausstattungsstückes ab – denn in beiden Kirchen stand zuvor ein barocker Kanzelaltar ...

Dass Bergau in seinem 1885 erschienenen Inventar der »Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg« viele der prächtigen mittelalterlichen Feldsteindorfkirchen des Niederbarnim nicht erwähnt und ausgerechnet den ungegliederten Saalbau der Neuenhagener Dorfkirche behandelt, ist wohl allein der Berlin-Nähe des Ortes geschuldet. Als allerdings Ludwig von Tiedemann, technischer



Altarraum der Dorfkirche Neuenhagen mit barockem Kanzelaltar, vor 1900,
Foto: Gemeindearchiv

rechtfertigen. Stand doch in der alten Kirche seit 1723 ein zwar bilderloser, jedoch großer und repräsentativer Kanzelaltar mit doppelter Säulenstellung als Rahmung des Korbes und einem gesprengten Giebel als oberem Abschluss. Und der war im Zuge der Umbauarbeiten ans märkische Provinzialmuseum abgegeben worden. Nun musste der Pfarrer erklären, dass dieser Altaraufbau für die Kirche völlig wertlos gewesen war. Was dem Pfarrer nicht schwer fiel: Wegen des asymmetrischen Anbaus musste die Kanzel fürderhin sowieso seitlich – der Empore gegenüber an der Längsseite – aufgestellt werden. Der alte Kanzelkorb sei aber für eine solche Versetzung zu morsch und wurmzerfressen gewesen, so dass mit Tiedemanns Genehmigung eine neue Kanzel nach Entwürfen von Leithold für 700 Mark beim Hofbildhauer Kuntzsch in Wernigerode bestellt wurde. Auch verwarf man im Zuge der Bauarbeiten den ursprünglichen Plan, die alte »Rückwand des Altares«, d.h. den säulengerahmten Altaraufsatz mit einem neuen Altarbild anstelle des Kanzelkorbes wieder aufzustellen. Der Aufsatz sei bei seinem Abbau derart beschädigt worden und kaum von Kunstwert, meinten Tiedemann und Pfarrer Siegel, so dass ein neuer, niedrigerer und schmalerer Altar ebenfalls bei Kuntzsch bestellt wurde. Darüber erhebt sich ein vom Pfarrer selber gestiftetes Kruzifix aus der Kunstanstalt von Demeth in St. Ulrich-Gröden/Tirol. Die Gemeinde – so schreibt der Pfarrer – sei erfreut über den nun problemlosen Abendmahlsumgang im schmalen Chorraum, und er selber begrüßt die größere Helligkeit am Altar,

weil die neu geöffneten Chorfenster nicht mehr verstellt seien. Freimütig resümiert Pfarrer Siegel: »Die Beschaffung eines neuen Altars und einer neuen Kanzel sind von Anfang an der einstimmige Wunsch der Gemeinde gewesen.«

Dass Tiedemann eine solche »Neuausstattung« protegierte, verwundert kaum. Hatte der viel beschäftigte Kirchenarchitekt doch selber über 100 Kirchen entworfen und dabei als »konservativer« Historist stets auf Stilreinheit von Architektur und Ausstattung geachtet. Ein barockes Kunstwerk hätte für ihn also nicht in die »romanisch« ausgebaute Neuenhagener Kirche hineingepasst.

Aber auch der Provinzialkonservator gab sein ausdrückliches Placet für den Hinauswurf des Kanzelaltares, denn als größte denkmalpflegerische Leistung in Neuenhagen galt die Öffnung der östlichen Dreifenstergruppe, »auf deren Freilegung seitens der Bauleitung besonders Wert gelegt worden ist«. Beim Erhalt des Kanzelaltares bzw. seines Aufsatzes wären diese Fenster aber nicht mehr sichtbar gewesen. Die Wiedergewinnung eines mittelalterlichen Architekturbildes stand 1898 weit höher als die Bewahrung barocker Sakralkunst. Alle Seiten waren sich einig, die umgebaute Kirche mit neuromanischem, »wilhelminischen« Interieur zu versehen.

Tempora mutantur. – Bluths Nachfolger sah das bereits völlig anders, wobei es allerdings mit jener einhelligen Meinung vorbei war. Die 1702/03 errichtete Fachwerkkirche in Petershagen war mit der Zeit baufällig geworden; schon 1850 musste der Oberteil des Turmes abgetragen wer-

den, 1896/97 wurde dann ein neuer Backsteinturm nach Entwürfen Leitholds angebaut. Im August 1901 bescheinigte der Kreisbauinspektor in einem Gutachten, dass auch am Schiff der Kirche »die Verzapfungen der Streben des Fachwerks« zu großen Teilen völlig verfault seien, ein Neubau also unumgänglich sei. Wie in Neuenhagen musste jedoch zuvor der damalige Provinzialkonservator Georg Büttner den »Altbau« einschätzen: In seinem Gutachten vom 16. August 1902 bescheinigte er, dass die »Fachwerknorthkirche« als Bauwerk keinen Denkmalswert habe – aber die Ausstattung! Als die alte Friedrichsfelder Dorfkirche 1890 einem Neubau weichen musste, hatte die Petershagener Gemeinde mit ihrem Pfarrer Giertz darum gebeten, den Kanzelaltar – für den kleineren Raum entsprechend »zurechtgestutzt« – aus jenem abgerissenen »Altbau« übernehmen zu dürfen. Der prächtige Aufbau – 1718 vom Markgrafen Karl von Brandenburg gestiftet – sollte dem ausnehmend schlicht und karg ausgestatteten Petershagener Kirchenraum etwas mehr Glanz verleihen. Büttner zeigt sich 1902 sehr angetan: »Die Kanzel ist in schönen spätbarocken Formen mit guten vergoldeten Holzschnitzereien



Altarraum der Dorfkirche Neuenhagen, 2008



Dorfkirche Petershagen; Foto: Domscheit

ausgeführt und noch gut erhalten...Die Wiederherstellung der Kanzel bietet keine Schwierigkeiten und erfordert auch keine bedeutenden Kosten. Die Kanzel war ursprünglich mit dem Altar zusammengebaut ... Es ist dringend zu empfehlen, diese Einrichtung wieder herzustellen und darauf von vornherein bei dem Entwurf der Kirche Rücksicht zu nehmen. Es würde dazu nötigen, der Kirche einen bestimmten, vom nur Konventionellen ganz abweichenden Charakter zu geben, was dem Gebäude aber nur zum Vorteil gereichen könnte.« Und er konstatiert sogar das Einverständnis der Gemeinde – damals ...

Die Gemeinde wählt 1903 unter den Zeichnungen, die ihr von der Potsdamer Regierung als Patron übersandt werden, den Entwurf Blatt II aus: einen lang gestreckten Bau mit nördlichem Seitenschiff nebst zwei Quergiebeln, Chorraum und Apsis, alles in obligatem Backstein und traditionellen neugotischen Formen. Danach fertigt Leithold nun Vorentwürfe und einen Kostenvoranschlag, aber auch nach Abänderungen Leitholds wird dieses Projekt von den zuständi-

gen Stellen in den Ministerien abgelehnt; der Gemeinde wird im März 1904 ein neuer Entwurf – Plan X genannt – präsentiert, der allerdings auf flammende Ablehnung stößt. Die Kirchengemeinde fasst gar am 14.4. eine Denkschrift gegen jenes neue Projekt, neben einer angeblich zu geringen Zahl von 300 Plätzen ist es vor allem die Wiederaufstellung des Kanzelaltars, die rigoros abgelehnt wird: Diese »leider durch Versägen entwertete Kanzel« stammt ja schließlich nicht einmal aus Petershagen! Außerdem sei der alte Plan II wesentlich »vollkommener« als der neue Plan X.

Nun werden zwei »Kommissare« der königlichen Regierung nach Petershagen entsandt, einer davon ist Ludwig von Tiedemann selber. Alle Fragen werden geklärt, das neue Projekt wird sogar prinzipiell akzeptiert, nur die Vertreter der dortigen Kirchengemeinde »verharren trotz aller Belehrungen in der Ablehnung der Wiederverwendung der Barockkanzel«.

Büttner äußert sich in einem Schreiben vom 29.5.1904 sehr echauffiert: »Als ich 1902 die Kirche besichtigte, erklärten sich Pastor und

Gemeinde nicht nur gern bereit, die Kanzel zu erhalten und in den Neubau zu übernehmen, sondern sie waren sogar stolz auf ihren Kanzelaltar und freuten sich über meinen Vorschlag, ihn in den Neubau zu übernehmen. Was hat dann diesen Umschwung in der Meinung bewirkt? Ich gebe die in meinem Gutachten gestellte Forderung zur Wiederverwendung des Kanzelaltars nicht auf.«

Die Gründe für jene vehemente Ablehnung scheinen laut Akten sozusagen doppelter Natur gewesen zu sein. Einerseits geht es ums Finanzielle: Die Wiederherstellung des Kanzelaltars beim Bildhauer Kähler in Steglitz soll 1.300 Mark kosten, ein Zuschuss aus Provinzmitteln von 400,- Mark ist zugesagt, aber die Kirchengemeinde möchte die Restkosten nicht tragen.

Zum zweiten – und das ist viel wichtiger: Durch die Übernahme des Kanzelaltars wird auch der Kirchenraum geprägt. Pfarrer Giertz klagt in seinem Baubericht: »Jener Kanzel zuliebe musste für unseren Neubau der alte Innenstil mit Apsis und Altarbild aufgegeben werden.« Er schlägt vor, dass man den Kanzelaltar wieder in die neue Friedrichsfelder Kirche bringen könne.

Dafür jedoch ist es zu spät, aber schließlich gibt es ja noch das Provinzialmuseum, das den Kanzelaltar auch übernehmen würde.

So stellt das Konsistorium am 29.10.1904 fest: »Zur Wiederverwendung der Kanzel dürfte die Kirchengemeinde schwerlich gezwungen werden können.« Die Königliche Regierung zeigt sich am 25.11.1904 geneigt, beim Herrn Minister die Überweisung der Kanzelrückwand an das Provinzialmuseum zu befürworten, auch Landrat von Treskow bittet am 8. Februar 1905 darum, von der Wiederaufstellung Abstand zu nehmen: Die Kirchengemeinde hat starke Verbündete im Kampf gegen die Barockkanzel. Letztlich arbeitet Leithold Plan X so um, dass ihn der Gemeindegemeinderat Petershagen am 26.4.1905 einstimmig annimmt, schließlich bedeutet dieses neue Projekt auch die »Abstandnahme von einer Wiederverwendung der Friedrichsfelder Kanzel«.

Zu früh gefreut! Denn gemäß einem neuen Gutachten im November 1905 stimmt das Ministerium für geistliche Angelegenheiten mit dem Ministerium für öffentliche Angelegenheiten überein, dass der alte Kanzelaltar als Schmuckstück beibehalten werden soll. Am 16. Februar 1906 er-

klärt sich der Gemeindegemeinderat nun doch zur Wiederaufstellung des Kanzelaltars bereit, wenn die Gemeinde selbst nur 500,- Mark zur Restaurierung beitragen müsse – ebenso viel wie für eine einfache neue Kanzel. Büttner hat gesiegt! Als der Neubau der Kirche am 28. Juli 1911 eingeweiht wird, entspricht sie voll und ganz den Auflagen seines ersten Gutachtens von 1902. Stilistisch ist ein recht seltsamer »Zwitterbau« entstanden: Außen zeigt die Kirche noch backsteinerne Neugotik, die in reduzierten Schmuckformen dem ursprünglichen Plan II entspricht, dafür findet sich im originalgetreu rekonstruierten Inneren keine Spur von Neugotik mehr. Der alte Kanzelaltar, jener Stein des Anstoßes, ist in eine prächtige neubarocke »Chorarchitektur« eingebunden, die Brüstungen der asymmetrischen Empore und die Bemalung der Wände und des hölzernen Tonnengewölbes jedoch zeigen jene markante Mischung aus zeitgenössischer Stilkunst und ländlichen Barockformen, die als »Heimatstil« bezeichnet wird. In eben diesem Stil, der den Eindruck des »historisch Gewachsenen« hervorrufen soll, hat Georg Büttner selbst als Architekt etwa 20 Kirchen in der Mark Brandenburg entworfen!

Dass er als Provinzialkonservator den prächtigen Kanzelaltar nicht nur bewahrte, sondern auch stilgerecht umgebaut sehen wollte, ist also höchst verständlich. Aber er konnte sich auch der Unterstützung der zuständigen Regierungsbehörden sicher sein – der Zeitgeist hatte sich gewandelt. Im Zuge des Neuprotestantismus war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine neue Wertschätzung des protestantischen Barockstils entstanden – Gurlitts »Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland« von 1889 spielte da eine Vorreiterrolle. Und schließlich hatte man nach dem Kulturkampf geradezu Horror vor allen mittelalterlich-katholisierenden Zügen – das protestantische Selbstbewusstsein war auch mit einem hohen Kulturbewusstsein verbunden. Barockes Interieur wurde nicht mehr als »zweitklassig«, als »Störung« eines stilreinen mittelalterlichen Raumeindrucks empfunden – wie noch von Bluth beim Neuenhager Kirchenumbau.

Die heutige denkmalpflegerische Intention, an einem Bauwerk auch die »Zutaten« und Veränderungen in den verschiedenen Zeitepochen zu erhalten, eben das »historisch Gewach-



Barocker Kanzelaltar in der Dorfkirche Petershagen

sene« zu dokumentieren, wurzelt durchaus bereits im Beginn des 20. Jahrhunderts; das unterschiedliche Schicksal der beiden Niederbarnimer

Kanzelaltäre zeigt beispielhaft jenen Wandel der Auffassung davon, was eigentlich ein erhaltenswertes Denkmal sei.

Paul Gerhardt

Wolfgang Huber, Hoff und sei unverzagt Liedpredigten zu Paul Gerhardt

80 Seiten, kartoniert, 7,90 Euro, ISBN 978-3-88981-229-2

Die großen Themen des christlichen Glaubens hat Paul Gerhardt ins Lied gebannt; der christlichen Frömmigkeit gab er Innigkeit und Tiefe; den Weg des christlichen Glaubens hat er in einmaliger Weise beschrieben. (Wolfgang Huber)

wichern



Wichern-Verlag, Telefon (030) 28 87 48 10, www.wichern.de

Anzeige

Dietrich von Buch

»Zur Dorfkirche ausgebaut 1936 im Olympiajahr«

Die Scheunenkirche in Willmersdorf

Dietrich von Buch ist Enkel der Kirchen-Erbauer, Mitglied des Ältestenrates der EKBO und lebt als selbständiger Unternehmer in Willmersdorf/Uckermark.

Wenig bekannt ist die Tatsache, dass Kirchen-Neubauten zu Zeiten des Nationalsozialismus amtlich verhindert wurden. Die Willmersdorfer Scheunen-Kirche ist hierfür ein Denkmal des passiven Widerstands. Sie ist dabei kein Trotz-Bau, sondern ein lebendiges Zeichen christlicher Gemeinschaft in Zeiten der Unterdrückung.

Die Willmersdorfer hatten lange auf ein eigenes Gotteshaus verzichten müssen. Für die Uckermark ist der 30-jährige Krieg hinsichtlich der Zerstörung von Kirchen längst nicht so bedeutsam wie bereits zuvor die Zeit der Pommernkriege im 14. und 15. Jahrhundert. Diese waren Folge der Erbauseinandersetzungen nach dem Aussterben der Askanier. Erst 1469 gelang es dem Markgrafen Friedrich II. von Hohenzollern – genannt Eisenzahn –, die Nordgrenzen Brandenburgs zu sichern. Dies ist auch das Jahr der Zerstörung der ursprünglichen Willmersdorfer Kirche, von deren Existenz heute lediglich Reihen von

Findlingen auf dem Friedhof zeugen. In der Folge wurde der Gottesdienst in Privaträumen, zuletzt im Schulgebäude oder in der Gärtnerei, abgehalten. Erst 1935 konnten es sich Alexander von Buch und seine Frau Anna (geborene von Kessel) als Patronatsfamilie leisten, an den Neubau einer Kirche für Willmersdorf zu denken. So wurde der Antrag auf einen Kirchenneubau auf dem Willmersdorfer Friedhofsgelände gestellt. Der Ablehnung des Antrags folgte die Überlegung, welches vorhandene Gebäude zu einer Kirche umgebaut werden könne. Die Entscheidung fiel auf die seit Jahren ungenutzte Scheune der Försterei, die in zweiter Reihe direkt am Dorfplatz gelegen war. Lediglich das Innere des Gebäudes wurde umgebaut, so dass der Fremde einen Glockenturm oder andere auffällige Anzeichen für einen Sakralbau vergeblich sucht. Neben dem eigentlichen Kirchenraum wurde ein Leichenraum auf der Ostseite eingerichtet. Durch die Lage des Eingangs



Die Scheunenkirche von Willmersdorf (Uckermark); Fotos: D. von Buch

und der Zuwegung zur Kirche wurde der Altar auf die Seite des Westgiebels gesetzt. An der Nordseite befindet sich eine kleine Patronatsloge.

Für die Ausmalung des Kirchenraumes wurde Erich Kistenmacher aus Berlin gewonnen. Zeitzeugen berichten, dass er in Brandenburg und Pommern von Gut zu Gut reiste, Kirchen ausmalte und kleinere Ölbilder anfertigte. Erhalten sind Ansichten vom Willmersdorfer Gutshaus und Park. Im Malerlexikon »Vollmer« ist ein Fritz (Federico) Kistenmacher verzeichnet, der 1889 in Quito, Ecuador, geboren wurde und seit 1922 in Hamburg gewirkt haben soll. Diesem wird auch die Ausmalung der Kirche im uckermärkischen Grimme zugeschrieben, die jedoch eindeutig auf Erich Kistenmacher zurückgeht. Ob es sich um dieselbe Person handelt oder um einen Bruder, ist derzeit nicht festzustellen.



*Erich Kistenmacher bei den Abschlussarbeiten an der Wilmersdorfer Kirche;
Foto: Anna von Buch, 1936*

An Erkenntnissen hierüber wäre der Autor des Artikels jedoch sehr interessiert. Kistenmachers Ausmalung hat den Charakter einfacher Bauernmalerei und besteht in Wilmersdorf ausschließlich aus Ornamenten, zwischen denen Bibel- und Liedverse geschrieben sind, die auf Vorgaben der Anna von Buch zurückgehen. So findet sich beispielsweise über dem Taufbecken der Vers »Lasset die Kinder zu mir kommen«, (Matth. 19,14). Der gläubigen Gemeinde gilt der Vers »Seid Täter des Wortes und nicht Hörer allein«, (Jak. 1,22) oder die zentrale Verdichtung christlicher Botschaft »Gott ist die Liebe« (1. Joh. 4,8).

Am 2. Oktober 1936 weihte der damalige Superintendent des Kirchenkreises Angermünde die umgebaute Scheune ein. Zeitzeugen berichten, dass nach der Schlüsselübergabe durch den Bauherren das Kirchenlied »Tut mir auf die schöne Pforte« von Benjamin Schmolck zum Einzug gesungen wurde. In seiner Ansprache nahm der Superintendent Bezug auf Johannes 1, Vers 51 »... ihr werdet den Himmel offen sehen« und deutete auf die Ausmalung hinter dem Altar. Alexander von Buch wurde als Kirchenpatron beurkundet.

Noch durch die Nachkriegsjahre hindurch konnte die kleine Kirche leidlich in gutem Zustand gehalten werden. Erst im Jahr 2000 wurde die Sanierung der Südfassade notwendig.



Detail der reich ornamentierten Deckenausmalung

Bei dieser Gelegenheit wurden die Grabplatten der Stifter, die 1960 in Bad Eilsen verstorben waren, an der Innenseite der Südwand montiert.

Neuere Untersuchungen des Fachwerks ergaben jetzt dringenden Handlungsbedarf für den Austausch der Balken im Ostgiebel, der Balkenköpfe und der Ständer in der Nordwand, in denen Gemeiner Hausschwamm diagnostiziert wurde. Ohne ein neues Dach wären diese Arbeiten allerdings zwecklos. Für die Erhaltung dieses einzigartigen Kulturdenkmals bedarf die kleine Kirchengemeinde dringend der Hilfe.

Weitere Informationen erhalten Sie über:

Dietrich von Buch
Tel.: (03 33 34) 7 01 71
E-Mail: DvB@vonBuch-Wilmersdorf.de

Spendenkonto:

**Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e.V.**

Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00 (Berliner Volksbank)
Kennwort: Wilmersdorf

Für Spendenbescheinigungen bitte Name und Anschrift angeben.

Dieter Kliche

Fördervereine ohne Kirchengemeinden?

Fragen nach der Zukunft unserer Dorfkirchen



Dorfkirche Teetz; Foto: D. Kliche

*Dr. Dieter Kliche, Literaturhistoriker,
ist Vorsitzender des Fördervereins
Dorfkirche Teetz e.V.*

Als wir, einige Teetzer und Berliner, dem Verfall der aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammenden Kirche nicht mehr tatenlos zusehen wollten, gründeten wir unter der Obhut des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg den Förderverein Dorfkirche Teetz e.V. und schrieben in unsere Satzung als zentrales Vereinsziel: Unterstützung der evangelischen Kirchengemeinde bei der Sanierung und dauernden Erhaltung der Kirche in Teetz. Es kam uns von Anfang an

darauf an, das Kirchengebäude als Gotteshaus zu erhalten, in dem vor allem wieder Gottesdienste, Trauungen, Taufen und Trauerfeiern stattfinden, das sich aber auch öffnet für andere, im weitesten Sinne kulturelle Zwecke und als Ort des ländlichen Gemeinwesens. In der Gemeinschaft von Förderverein und Kirchengemeinde, im Zusammenspiel von Christen und Bürgern, in Verbindung des Engagements für ein Gotteshaus und ein Baudenkmal – in dieser doppelten Bezogenheit

wollten wir unser Engagement verstanden wissen. Nach anfänglichem Widerstand der evangelischen Kirchengemeinde, die den Kirchenbau aufgegeben hatte und dafür auch sicher gute Gründe (schrumpfende Kirchengemeinde, finanzielle Ressourcen, Zustand der Kirche etc.) vorbringen konnte, erfolgte Schritt für Schritt die Rückeroberung des imposanten Backsteinbaus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Jeder der zurückgelegten Schritte war nicht nur ein Fortschritt bei der Sanierung, sondern bildete neuen Gemeinsinn. Ihren vorläufigen Abschluss wird diese Erfolgsgeschichte in drei Jahren, am 11. Oktober 2010, finden, wenn die 150-jährige Kirchweihe in einer vor dem Verfall bewahrten Kirche stattfinden wird.

Aber neue Probleme entstehen durch die prognostizierte Entvölkerung Brandenburgs, die weitreichende Strukturfragen mit sich bringt. Zugespitzt stellt sich die Frage: Lohnt sich unser Einsatz, wenn schließlich keiner mehr da ist, der die Gottesdienste und Konzerte besucht? Verlieren die vielen Kirchengebäude des Landes Brandenburg ihre Gemeinschaftsfunktion und werden zu bloßen Denkmälern, die dann nach Maßgabe ihres Alters und



K

92.4

Hier spielt die Klassik.

kulturradio^{rbb}

Anzeige



Dorfkirche Teetz, zum Erntedankfest geschmückter Innenraum |

ihrer architektur- und kunstgeschichtlichen Bedeutung mit den ohnehin immer spärlicher fließenden Fördermitteln von Staat und Kirche konserviert werden?

In Reaktion auf den Bevölkerungsrückgang zieht sich auch die Evangelische Landeskirche aus der Fläche zurück. Die bereits verabschiedete, jetzt aber vor dem kirchlichen Verwaltungsgericht beklagte Reform im Kirchenkreis Wittstock-Ruppin, zu dem auch Teetz gehört, geht davon aus, dass die evangelische Kirche weitere Mitglieder und damit auch Einnahmen verliert. Sprechen also nicht gute Gründe für eine durchgreifende Neuordnung der Kirche im ländlichen Raum? Aber wie wird diese neue Struktur aussehen? Aus bisher 58 Kirchengemeinden sollen fünf Gesamtkirchengemeinden gebildet werden; in der Teetz betreffenden Gesamtkirchengemeinde Wittstock gehen 29 ehemals selbständige Gemeinden auf.

Welche Folgen hätte dies für unseren Förderverein? Die geplanten Änderungen hätten zur Folge, dass das Teetzer Kirchengebäude im Besitz einer sehr abstrakten, kaum mehr unmittelbar zu erfahrenden Gesamtkirchengemeinde aufgehen wird. Vor Ort wird es dann keinen direkten Partner mehr

geben, und eine große Gesamtkirchengemeinde wird kaum noch ein besonderes Interesse an der Erhaltung jeder einzelnen Kirche haben, weil in einem solch großen Verbund selbstverständlich Prioritäten gesetzt werden müssen.

Auf der Herbst-Synode 2006 sprach Bischof Dr. Wolfgang Huber davon, dass die evangelische Landeskirche zukünftig Immobilien Besitz veräußern werde, ausdrücklich stellte er jedoch fest: »Dabei werden wir mit Kirchengebäuden besonders achtsam umgehen, weil wir ihre enge Verbindung mit der Botschaft der Kirche kennen. Dankbar sind wir für jeden Fall, in dem ein Kirchengebäude in neuem Glanz erstrahlt und damit zugleich auch neu für das kirchliche Leben wie für das Leben im Gemeinwesen zurückgewonnen wird.« Diese Worte waren vermutlich auch an die Adresse der inzwischen über zweihundert



Dorfkirche Wulkow (bei Wusterhausen) |

Vereine im Land gerichtet, die sich für den Erhalt ihrer jeweiligen Kirche einsetzen. Schließlich ist hier der Appell zu lesen, keinen einzigen dieser Orte aufzugeben, an denen sich kirchliches Leben und Gemeinwesen so eng miteinander verbinden. Dennoch müssen wir mit den Fakten von Bevölkerungsrückgang und Mittelkürzung leben und uns auf sie – und auf völlig neue Strukturen in unseren Dörfern einstellen.

Ältere Bewohner erzählen oft davon, wie es noch vor etwa 50 Jahren in Teetz aussah: zwei Kaufmannsläden, ein Fleischer, ein Bäcker, zwei Gaststätten, die Schule im Dorf, eine Poststelle, zweimal täglich fuhr ein Bus in die Stadt – und an jedem Sonntag wurde Gottesdienst gefeiert. Das ist vorbei und wird so auch nicht wiederkommen. Heute stellt die Teetzer Bevölkerung eine Mischung dar von ständig hier Wohnenden und Ber-

linern, die dort Häuser gekauft, sie dadurch oft auch vor dem Verfall bewahrt haben. Die Berliner sind nicht ständig da, aber sie mischen sich ein. In Teetz sind es inzwischen etwa 30 Berliner, die hauptsächlich an den Wochenenden und im Urlaub hier leben. Sie zahlen die sogenannte Zweitwohnsitzsteuer, und fühlen sich als Bürger des Dorfes. Und sie nehmen ihre Bürgerpflichten auch wahr, indem sie an der Gemeinschaft im Dorf teilhaben. Nicht zuletzt sie sind es, die die Arbeit des Fördervereins mittragen, viel für die Kirche getan haben und sich gegen das geplante Bombodrom in der benachbarten Heide engagieren. Auch mit ihrer Hilfe entsteht eine mit jedem Jahr wachsende touristische Infrastruktur, mit Ferienwohnungen, Pensionen, Radwander- und Pilgerwegen. Die wachsende Zahl der Urlauber entdeckt auch die Kirchen der Region und ihre Kunstwerke.

Ein anderes Modell, wie man sich auf die neuen Dorfstrukturen einstellen kann, ist in der Nachbargemeinde Wulkow im Altkreis Kyritz zu beobachten. Wulkow, ein kleines Gutsdorf mit weniger als fünfzig Einwohnern, verfügt über ein Schloss, in dem Berliner Künstler leben und arbeiten und über eine kleine Fachwerkkapelle, der noch vor kurzem der Zerfall drohte. In den 90er Jahren wurde sie an die Stadt Wusterhausen verkauft und entwidmet. Daraufhin wurde in Wulkow ein Dorf- und Kulturverein gegründet, dessen Hauptobjekt die Kirche ist. Das Gebäude wurde mit staatlichen Fördergeldern denkmalgerecht saniert und dient heute als Versammlungsort der Dorfgemeinschaft, als Konzert- und Veranstaltungsraum.

Nach anfänglichem Zögern von kirchlicher Seite finden inzwischen wieder Gottesdienste statt. Die Voraussetzung für dieses Modell ist freilich, dass die Kommune bereit ist, ein ehemaliges Kirchengebäude zu übernehmen, es mit neuem Leben zu erfüllen und die Folgekosten zu tragen.

Nützlich kann vielleicht die Umkehrung einer Argumentationskette sein. Wir sollten nicht fragen: Was machen wir mit einer Kirche, die niemand mehr besucht? Die Existenz eines bedeutenden Baudenkmals, eines letzten verbliebenen öffentlichen Raumes sollte vielmehr als Chance begriffen werden. Hier kann ein Ort entstehen, für den sich Christen und Nichtchristen zusammen engagieren, ein Ort, der wegen seiner besonderen Qualitäten Gemeinschaft

Atelier Ilona Berkei



Restaurierung historischer Glasfenster Klassische Glasmalerei

Konzeption, Ausführung und Dokumentation
insbesondere bei klassischer Glasmalerei des Mittelalters
des 19. Jahrhunderts, des Jugendstils bis zur Moderne
Zustandskopien, stilgenaue Neuanfertigung, Neuentwürfe
Bleiverglasung und Außenschutzverglasungen

Ilona Berkei, Dipl.-Restaurator und Glasmaler RFV
Atelier Starnberger Straße 11 · D-15738 Zeuthen b. Berlin
Telefon +49 33762 9 20 96 · Fax +49 33762 9 20 01
E-Mail: info@atelier-berkei.de
www.atelier-berkei.de

Anzeige

Bernd Janowski

Kirchen sind keine Museen

Kunst und Kultur in brandenburgischen Dorfkirchen

Bernd Janowski, Fotograf, ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Die Sperlinge

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebesert. Als sie nun in ihrem neuen Glanz stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. »Zu was«, schrienen sie, »taugt denn das große Gebäude? Kommt, verlasst den unbrauchbaren Steinhäufen!«
Gottfried Ephraim Lessing

Werden die Kirchen in unseren Städten und Dörfern heute noch als lebendige Orte wahrgenommen oder sind sie längst zu Museen einer vergangenen Zeit geworden?

Um dies zu hinterfragen und um auch Kindern und Jugendlichen die Kirchengebäude nahe zu bringen, veranstaltete der Förderkreis Alte Kirchen gemeinsam mit dem Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg einen Malwettbewerb unter dem Titel »Unsere Kirche – Ein Schatz unseres Heimatortes«. Das Ergebnis war erstaunlich; über einhundert kleine Kunstwerke wurden eingesandt. Tuschbilder und Linolschnitte, Filzstiftzeichnungen und gebastelte Kirchenmodelle machten der Jury die Aufgabe nicht leicht, Preisträger auszuwählen.

In der Ausschreibung des Wettbewerbs war den Kindern empfohlen worden, sich die Kirche vor der künstlerischen Gestaltung vom Pfarrer oder einem Mitglied des Gemeindegemeinderates zeigen und erklären zu lassen. Neben den beteiligten Schülern wird dabei vielleicht auch mancher Lehrer zum ersten mal in seinem Leben den Fuß über die Schwelle eines Kirchengebäudes gesetzt haben.

Obwohl immer neue Spaß- und Erlebnisbäder in den märkischen Sand gesetzt werden, wandert die Jugend auf der Suche nach Lehrstellen und Arbeitsplätzen im großen Stil ab.

Vielen strukturschwachen Gebieten droht die Gefahr, als ökonomisch irrelevant aussortiert zu werden. Demographen, Wirtschaftsfachleute und Politiker diskutieren bereits über »Wegzugsprämien«. In einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaft in Halle heißt es lapidar: »Wir müssen die Regionen auswählen, die gefördert werden, und jene, bei denen nur noch der Rückbau organisiert werden kann.«

Den Rückbau organisieren also. – Wozu dann vorher noch die Kirchen sanieren? Lohnt eine teure Dachsanierung, wenn zu den ohnehin nur noch alle vier Wochen stattfindenden Gottesdiensten gerade eine Handvoll alter Leute erscheint?

Manchmal kommen Paare aus der Großstadt, um sich in einer alten Dorfkirche trauen zu lassen – nicht wegen der Verbundenheit mit dem Ort, sondern weil er so »stimmungsvoll« ist und eine gute Kulisse für die Hochzeitsfotos abgibt. Anschließend fahren sie zurück in die Stadt und lassen im günstigsten Falle ein paar Euro im Kollektorkorb.

Noch herrscht, vermutlich aus Ehrfurcht vor dem Alter, weitgehend Konsens darüber, die Kirche im Dorf zu lassen. Anders als noch vor fünfzehn Jahren müssen wir auch keine Angst mehr davor haben, dass im großen Umfang Kirchen durch schwere Bauschäden verlustig gehen. Zu befürchten ist vielmehr, dass bei zunehmender Schrumpfung der Dorfkirchengemeinden und bei weiterer Ausdünnung der pfarramtlichen Versorgung zahlreiche Kirchengebäude auf dem Lande für ihre eigentliche Aufgabe – die Verkündigung des Evangeliums – schlicht nicht mehr gebraucht werden, sei es real oder sei es im Bewusstsein des zuständigen Pfarramtes oder Kirchenkreises.

Auf die Dauer jedoch wird die Konservierung von Denkmälern als Selbstzweck nicht ausreichen. Kirchen sind



Dorfkirche Reckahn, Zeichnung von Caroline Pausemann, 5. Klasse

keine bloßen Orte der Nostalgie, keine Räume der Erinnerung an die gute alte Zeit. Kirchen sind auch keine Museen, in denen Bilder, Skulpturen und Gebrauchsgegenstände ausgestellt sind, von denen kaum noch jemand weiß, wofür sie einst gedient haben.

Es gilt, die Kirchenräume wieder mit Leben zu füllen. Inzwischen gibt es zahlreiche Beispiele dafür, wie Kirchengemeinden, Fördervereine und Kommunen ihre Kirchen über den eigentlichen Widmungszweck hinaus (der natürlich erhalten bleibt) für weitere Veranstaltungen öffnen:

- Seit mittlerweile sieben Jahren führt der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg gemeinsam mit der Berliner Theatergruppe »Atelier Startbrett«, die Veranstaltungsreihe »Theater in Kirchen« durch. Ein Teil des Erlöses kommt der Instandsetzung der jeweiligen Kirchengebäude zugute.
- Das Konzertangebot in Kirchen ist in manchen Regionen inzwischen so

groß, dass die Entscheidung für den Besuch einzelner Veranstaltungen schwer fällt. Durch die Initiative »Dorfkirchensommer«, den Verein »Kultur-feste in Brandenburg« e.V. sowie Konzertreihen gibt es bereits regionale und überregionale Koordinierungen.

- Im vergangenen Jahr startete, als gemeinsame Aktion des Förderkreises Alte Kirchen mit dem Landesmusikschulverband Brandenburg, das Projekt »Musikschulen öffnen Kirchen«, das in diesem Jahr weitergeführt wird.

- Die erste »Brandenburgische Kirchen-Kunst-Route« lud im Sommer 2007 in sieben Dorfkirchen der Uckermark ein. Im Auftrag des Förderkreises Alte Kirchen hatte Peter Michael Metzler als künstlerischer und organisatorischer Leiter des Projekts sieben zeitgenössische Künstler ausgewählt und ihre Werke in den Kontext des jeweiligen Kirchenraumes gestellt.

So standen die Werke nicht nur für sich, sondern sie setzten sich zwangsläufig mit Geschichte und Gegenwart sowie mit der spezifischen Atmosphäre ihrer Umgebung auseinander. Die Aufzählung ließe sich beliebig



Das Ensemble der Theatergruppe »Atelier Startbrett« in der Dorfkirche Gadow (Ostprignitz-Ruppin)

verlängern. Es gibt Lesungen, Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen, ja sogar »Kino in der Kirche«. Immer mehr Dorffeste entdecken das Kirchengebäude als Ortsmittelpunkt

wieder. Jahrzehnte lang verstummte Orgeln werden restauriert und – trotz zunehmender Engpässe auch im Bereich Kirchenmusik – sogar hin und wieder gespielt.

Die vielfältigen Aktivitäten sollten jedoch keine übersteigerte Euphorie auslösen. Nicht immer decken die Einnahmen aus einem Konzert die Kosten für anreisende Musiker. Mehr Veranstaltungen führen nicht automatisch zu mehr Besuchern; das Publikum ist begrenzt und mitunter auch übersättigt. Die Vorbereitung und Gestaltung von Ausstellungen erfordert organisatorisches Geschick und finanzielle Unterstützung.

Um auf diesem Wege Hilfe zur Selbsthilfe geben zu können, schrieb der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg, unterstützt von der Kulturstiftung des Bundes, den Wettbewerb »Kunst und Kultur in brandenburgischen Dorfkirchen« aus.

Besonders innovative Ideen zur kulturellen Nutzungserweiterung von Kirchengebäuden werden finanziell unterstützt und organisatorisch begleitet. Aus über einhundert Bewerbungen wählte eine Jury 32 Projekte aus, die besonders kreativ erschienen und in den nächsten zwei Jahren umgesetzt werden sollen. Die vorgelegten Projektskizzen versprechen interessante Veranstaltungen, die dazu beitragen, Kirchen zu öffnen. Bei all dem soll keine ländliche »Eventkultur« als Selbstzweck entstehen. Der Kirchenraum als Kulturort bleibt Kirchenraum, und es ist zu hoffen, dass er für viele wieder lesbar wird. Die besonders in den neuen Bundesländern verbei-

Treten Sie ein!

Jedes Pfarramt ist eine Kircheneintrittsstelle

Infotelefon 030 · 24 344 121
www.willkommen-in-der-kirche.de

EVANGELISCHE KIRCHE
 Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

www.ekbo.de

Anzeige

tete weitgehende Entkirchlichung der Gesellschaft bedeutet nicht nur geringe Einnahmen im Bereich der Kirchensteuern, sondern oft auch eine tiefe Unwissenheit über Geschichte und Symbolik christlichen Lebens. Ohne ein Minimum an Kenntnis dieser christlichen Symbole, Bräuche und Geschichte(n) ist auch kein vernünftiges Verhältnis zur Gegenwart und Zukunft der abendländischen Kultur möglich. Wie etwa soll sich jemand für den Erhalt und die Bewahrung von Dingen einsetzen, von deren Wert und Funktion er nicht die geringste Ahnung hat?

Kirchen sollten offene Räume bieten. Und das heißt nicht nur, dass ab und zu die Tür geöffnet ist. Offene Kirchen unterbreiten Angebote. Auch die vom Förderkreis Alte Kirchen unterstützten künstlerischen und kulturellen Projekte können als Angebote verstanden werden. Wir wünschen uns, dass sie von vielen – Einwohnern und Gemeindegliedern, Touristen und Tagesbesuchern – angenommen werden.

Wenn bei den Gästen dann auch noch das Bewusstsein dafür gestärkt wird, sich für den Erhalt und die Instandsetzung Jahrhunderte alter Denkmäler einzusetzen, so ist das ein



Installation von Inge Mahn in der Dorfkirche Klaushagen (Uckermark) im Rahmen der Kirchen-Kunst-Route 2007

durchaus beabsichtigter Nebeneffekt.

Wir sollten alte Kirchen nicht nur deshalb bewahren, weil sie alt sind, sondern sie nutzen und gebrauchen.

Die phantasievollen kleinen Meisterwerke unseres Malwettbewerbs haben gezeigt, dass Kinder einen sehr neugierigen und offenen Blick haben.

Vielleicht gehören einige der jungen Künstler bald zu denen, die sich für die Erhaltung und Nutzung der Kirche in ihrem Heimatort engagieren.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.altekirchen.de und www.kunst-kultur-in-dorfkirchen.de

Ausgewählte Veranstaltungen im Gebiet der Luckauer Niederlausitz

Samstag, 3. Mai um 14 Uhr – Dorfkirche Falkenhain (Treffpunkt)

Exkursion mit eigenem PKW zu den Dorfkirchen in Jetsch, Freiwalde und Schönwalde

Sonntag, 4. Mai um 17 Uhr – Dorfkirche Uckro

Fröhlich-besinnliche Musik für Blockflöten, Schäferpfeife, Gemshorn, Fagott und Orgel

Artur Dan, Jutta und Harald Berghausen/Berlin
Werke von A. Vivaldi, J. H. Schein, J. J. Quantz u.a.

Sonntag, 1. Juni 2008 um 16 Uhr – Dorfkirche Riedebeck

Führung durch die romanische Dorfkirche

17 Uhr: »Musik aus drei Richtungen« –

Arabische, jüdische und abendländische Musik des Mittelalters
Gruppe Collage – forum für frühe musik berlin:

Judy Kadar, Klaus Sonnemann, Farhan Sabbagh

Sonntag, 13. Juli 2008 um 17 Uhr – Dorfkirche Bornsdorf

»Der Herr ist mein Hirte«

Historische Kantaten aus dem Luckauer Kantoreiarchiv, u.a. mit der Nikolaikantorei Luckau und einem Instrumentalensemble, anlässlich der laufenden Sanierung des barocken Innenraumes

Samstag, 9. August 2008

Geführte Kirchenradtour (mit Anmeldung!)

Mit Kirchenführungen, Mittagessen und Kaffeepause

Anmeldung und Programm unter

www.kirchen-luckauer-niederlausitz.de,

anschließend in der Dorfkirche Waltersdorf

16 Uhr Kirchen- und Orgelführung

17 Uhr Orgelkonzert der Reihe »Mixtur im Bass«

Elisa Freixo/Mariana (Braislien) an der Claunigk-Orgel von 1793

Samstag, 20 September 2008 ab 10 Uhr – Rathausaal Luckau

Öffentliches Symposium

Dorfkirchen der Niederlausitz, Teil 2

Vorträge zu Archäologie, Bau- und Ausstattungsgeschichte sowie Sanierung

Informationen unter www.kirchen-luckauer-niederlausitz.de

Sonntag, 30. November 2008 um 17 Uhr –

Dorfkirche Langengrassau

»Komm, wir geh'n nach Bethlehem!«

Europäische Advents- und Weihnachtslieder bei Kerzenschein

Niederlausitzer Kammerensemble: Birgit Barall, Isabella Schöne, Norbert Wahren, Uwe Krause

Symposium und Exkursionen sind Veranstaltungen des Förderkreises Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz e.V.

Die Konzertreihe wird durch den Verein organisiert und koordiniert.

Das komplette Jahresprogramm und weitere Informationen zur Arbeit des Vereins finden Sie im Internet unter:

www.kirchen-luckauer-niederlausitz.de.

Kontakt: Annegret Gehrmann, Tel. (03 54 54) 3 93,

E-Mail: info@kirchen-luckauer-niederlausitz.de